

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Edelweiß. Eine Erzählung vom Reimmichl

[urn:nbn:de:bsz:31-338756](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338756)

Edelweiß.

Eine Erzählung vom Reimmichl.

Das Wildfeuer.

„Dioidl!“ So klang ein kurzer, scharfer Jodel gegen die Spickalm. Die Reinhart-Tochter, ein etwa 30 jähriges Mädchen, hatte ihn ausgestoßen. Sie spähte mit ihren schwarzen Augen den Almweg hinein, ob nicht jemand, den sie erwartete, komme. Auf ihrem Gesichte lag ein herber Zug, der nebst den Sommerprossen auf ihren Wangen sie etwas entstellte; sonst hätte man sie schön nennen können. Noch einmal ließ sie ihr „Dioidl“ erklingen. Da scholl aus einiger Entfernung die Antwort:

„Dioidl! Dioidl!“

Es dauerte keine drei Vaterunser, als ein etwas jüngeres Mädchen mit einem Korb auf dem Rücken den Almsteig herunterhüpfte. Dieses zweite Mädchen hatte ein richtiges Vogelgesicht: schlaffe Wangen, graue, unruhige Augen, eine niedere Stirn und eine sehr lange, spitze Nase, die fast auf das schmale, vorspringende Kinn herabreichte. Im Volksmunde hieß das Mädchen der Kibiz.

„Grüß dich Gott, Traudl!“ rief es der Sommerprossigen zu. „Hast lang gewartet auf mich?“

„Schon eine Weil,“ entgegnete diese: „hab wollen allein hingehen, da hab ich dich just noch gesehen durch die Alm herauskommen. Was tust denn mit dem Büschel da, Liesl?“

„Den bring ich der Marialene. Weißt, sie hat eine Endsfreud mit den Blauagelen.“

„Bist halt ein dummer Kibiz, daß du der Gräfin noch den Lappen machst.“

„Warum denn? Sie ist auch gut mit mir. Letzte Woche hat sie mir ein seidenes Tüchtl geschenkt.“

„Das gewiß so schlecht ist, daß sie es selber nicht mehr anlegen kann.“

„Nein, es ist wie neu. Schlechtes Zeug hat die Marialene gar keines. Jüngst hat sie einmal die Kammertür offen gelassen, da bin ich hineingeschlüpft und hab in ihren Kasten geschaut. Himmlisches Jerusalem, da sind Sachen drinnen! Grad blind werden könnt man von dem Glanz und Schimmer.“

„Ja, Gewand wird sie schon haben, die Bettelgräfin; aber sonst hat sie nichts ins Haus gebracht.“

„Da bist falsch daran, Traudl. Ich hab ein Sparkassenbüchl gesehen, da stehen tausend Gulden drinnen. Und das schöne Häusl in Leitenbach, von ihrem Vater, gehört auch ihr.“

„Bah, die Lotterhütte! Und was sind denn tausend Gulden?“

„Tausend Gulden sind schon ein Maulvoll. Und Schmuck hat sie so viel, daß sie ihn um mehrere Tausend nicht verkaufen könnt.“

„Und einen Stolz hat sie wie ein Kirchturn.“

„Ja, ja, stolz ist sie schon, die Marialene; aber sie wird auch Grund haben.“

„So? So? Warum denn?“ brauste die Reinhart-Tochter heiß auf.

Da das Kibizmädchen sah, wie die Begleiterin ganz bleich war vor Neid, lachte es boshaft in sich hinein und schürte noch stärker an dem Feuer, indem es sagte:

„Ich hab schon oft gehört, die Marialene wär die schönste Frau im ganzen Landgericht.“

„Ja, sie hat eine Farbe wie ein unzeitiger Käse und einen roten Waudel auf dem Kopf wie eine brennende Dornstaude,“ zählte die Reinhart-Tochter.

„Das versteh ich zu wenig, aber soviel weiß ich, daß ihr Mann, der Daviter, ganz verschossen ist in sie. Jeden Sonntag führt er sie aus, daß die Leute sie anschauen und bewundern mögen.“

„Ja, und sie lachen ihn aus, den Stockesel, der mit einer Puppe seine Freud hat, die nichts kann und nichts tut.“

„Da bist wieder auf dem Holzweg, Traudl. Die Marialene arbeitet den ganzen Tag und hauft prächtig.“

„Davon hat sie schneeweiße Hände, wie eine Klosterfrau, he?“

„Das weiß ich nicht; aber lachen kann sie besser als die Wirtin. Wir haben's jetzt erst gut.“

„Sie wird schon so lange prassen, bis sie alles verwurfelt hat.“

„Da ist keine Gefahr. Der Daviter hat mehr Geld und Sachen als halb Dswalden. Sie heißen ihn ja — wie sagt man denn? — einen Großbesitzer.“

„Bah, andere Leute haben auch etwas. Und mit dem Haus würden wir dem Daviter nicht einmal tauschen.“

„Freilich, dein Vater gehört auch zu den ganz Schweren; es ist nur gut, daß der Daviter nicht dich geheiratet hat, sonst hätte das Geld nirgends Platz — hai-hai-haiii,“ lachte die Spiknase.

„Dumme Urschel!“ flammte die andere auf.

„Ich hätt ihn zehnmal haben können, wenn ich ihn gemögt hätt; aber mir ist er zu leberr und zu ernsthaft und zu kniderisch gewesen.“

„Da tust ihm unrecht, Traudl. Kniderisch ist der Daviter nicht. Der Marialene kauft er alles, was sie will. Jüngst hat er ihr von der Stadt herein ein silbergraues Kleid gebracht, das sicher ein paar hundert Gulden kostet. Sie haltet's noch heimlich, weil sie am Kirchtag die Leut überraschen will, aber meinen Augen kommt nichts aus, wenn ich einmal dahinter bin. — Und das kann ich dir heute schon sagen, so etwas Kostbares und Feines hat man in Dswalden noch nicht gesehen. Dein Grünes ist auch schön, und ich hab immer gemeint, es gäbe kein schöneres;

aber

grauer

„T

und r

Essen,

zorn

grim

ihre

hunde

hai—

Un

tochter

süßfre

„D

ich gr

Reden

Neuef

kein V

„W

drängt

Dehrch

„J

bel ve

„W

red's

weiß,

„W

Kleid

dann

„T

soll id

„D

Bring

bin id

ganze

denbar

Wenn

dich n

Vehtag

Mi

in den

hartho

rechts

gelegen

Wie es

jugend

zur T

„G

der M

„M

haben

rechen

Wenn

morgen

wird

bringen

funden

„M

so schö

Komm

müde.“

„Sie

stellte o

Weißbü

Kamm

aber gegen der Marialene ihr neues Silbergraues ist's das reinste Bettelgewandl."

"Du bist eine Orgel, eine Maultrommel und redst immer nur vom Gewand und vom Essen, aber Gescheites weißt nichts," gurgelte zornig die Sommerprossige, dann stürmte sie grimmig den Wald hinab, ohne weiter auf ihre Begleiterin zu achten. Diese trippelte hundert Schritte hinterdrein und lachte: "hai—hai—hai—hai—i—i—i—i."

Unten vor dem Dorf wartete die Bauerntochter wieder auf die Davitermagd und sagte süßfreundlich:

"Du, Piesl, darfst etwa nicht meinen, daß ich grantig bin, mir ist bloß um das viele Reden nichts drum; aber hast schon das Neueste vom Stauding gehört? Du, das hattest kein Mensch für möglich gehalten."

"Was denn, Traudl? Red — red grad!" drängte die Langnasige und spitzte ihre dünnen Dohrchen.

"Ich sag nichts, mag mir nicht den Schnabel verbrennen," weigerte sich die andere.

"Wohl, sag mir's, Traudl, bitt dich; ich red's gewiß nicht weiter. Wenn ich etwas weiß, sag ich dir's auch immer."

"Mußt mir ein Flecklein vom silbergrauen Kleid der — der — der Bettelgräfin bringen, dann erzähl ich dir's, früher nicht."

"Traudl, das ist eine unmögliche Sach. Wo soll ich das Fleckl hernehmen?"

"Du schnüffelst ja sonst auch alles aus. Bring mir grad ein kreuzergroßes Fleckl, dann bin ich zufrieden; ich erzähl dir nachher die ganze Geschichte vom Stauding und ein Seidenband für deine Schürze kriegst extra noch. Wenn du mir die Sach nicht tußt, schau ich dich nimmer an, und wir haben für unser Lebtag ausgeredet."

Mit diesen Worten bog die Dunkelfarbige in den Feldweg, der links hinüber zum Meinharthofe führte, während das Ribikmädchen rechts hinab zu dem außerhalb des Dorfes gelegenen, breitgiebeligen Daviterhofe stapfte. Wie es durch den Vorgarten schritt, kam eine jugendfrische, stattliche Frau in lichtem Kleide zur Tür heraus und rief schon von weitem:

"Piesl, bist da? Wie steht's droben auf der Alm?"

"Alles gut," erwiderte das Mädchen, "sie haben gestern schönes Heu gemacht, und heute rechen sie den ganzen Sonnühel herunter. Wenn sie fertig werden, kommt der Bauer morgen heim. Er läßt dich schön grüßen und wird dir einen großen Buschen Edelweiß bringen. Ich hab leider nur Blaunagelen gefunden."

"Aber die haben eine wunderschöne Farbe; so schöne hab ich nicht leicht einmal gesehen. Komm herein und isz etwas, bist gewiß recht müde."

Sie brachte dem Mädchen einen Kaffee, stellte auch den Butterwecken nebst einem Laib Weißbrot auf den Tisch, dann ging sie in ihre Kammer, die Almblumen einzufrischen.

Das war die Marialene, die viel bewunderte und viel beneidete Daviterbäuerin. Daheim war sie nicht in Dswalden, sondern im benachbarten Leitenbach, wo ihr Vater, der vulgo Büschelmartin, ein Blumenmacher-geschäftchen hatte. Er verfertigte zuerst mit seiner Gattin Amalia Hochzeitssträußchen, und da er bald einen Ruf erlangte, bekam er auch viele Aufträge für Kirchenblumen. Den zwei Leuten stieg ihre Kunst in den Kopf; der Amalia noch mehr als dem Bett, sie dünkten sich besser als die anderen Leitenbacher und schon gar als die Bauern, gaben es auch ziemlich groß. Trotzdem erübrigten sie von ihrem Geschäft, das sehr einträglich war, so viel, daß sie sich ein eigenes Häuschen bauen konnten. Nach fünfjähriger Ehe bekamen sie ein Mädchen, und es blieb dies ihr einziges Kind. Sie nannten es Marialene und hielten streng darauf, daß der Name nicht verstümmelt und verkürzt, sondern von allen Leuten immer in seiner ganzen Länge ausgesprochen werde. Weil dieser Name so lang war und das Mädchen schon von Jugend an etwas Auffallendes hatte, ließ man schon in der Schule den Familien- und Hausnamen weg und nannte es immer nur die Marialene. Dadurch bekam das Blumenmacherstöchterlein etwas Prinzessinnenmäßiges. Später, als die Marialene den Zwanzigern sich näherte, erhielt sie einen anderen Namen. Man nannte sie wegen ihrer schneeweißen, blühenden Gesichtsfarbe und ihrer goldblonden Haare „das Edelweiß“. Dieser Name gefiel den Eltern noch besser und der Marialene selber schmeichelte er umso mehr, als sie für die Edelweißblumen von jeher eine große Liebe gehabt hatte. Sie kletterte ja oft an den gefährlichsten Bergflammen herum, um das schönste und reinste Edelweiß zu finden. Aus den gepreßten Edelweißsternen wußte sie mittelst Blattfarnmet und Goldzwirn so wunderbare Sträußchen herzustellen, daß man ihre Kunstfertigkeit überall anstaunte. Leute, die etwas verstanden, sagten auch, daß sie ihren Eltern an Geschicklichkeit und Geschmac weit überlegen sei. Noch ehe die Marialene zwanzig Jahre alt war, schwärmten die Brautwerber schon um das Büschelhäusl wie die Bienen um den Stock. Das Mädchen aber wollte vom Heiraten nichts wissen und sagte, es bleibe sein Lebtag bei den Eltern. Mit zweiundzwanzig Jahren verlor die Marialene den Vater, und nun mußte sie erst recht bei der Mutter bleiben, damit diese das Geschäft weiterführen konnte. Doch zwei Jahre später starb auch die Mutter. Viele Wochen lang war das Mädchen jetzt traurig wie ein todkrankes Vöglein, dann raffte es sich plötzlich auf und nahm das Blumenmachergeschäft wieder kräftig in die Hand, verdiente auch so viel Geld, daß es ziemlich einige Ersparnisse auf die Seite legen konnte. Nun kamen aber die Werber prozessionsweise, einer gab dem anderen die Tür in die Hand, und alle kriegten einen Korb. Unter den Abgewiesenen befand sich auch der Stauding von Dswalden. Als er mit seinem

Korb vom Büschelhäuschen fortging, lachte er und pfiß den Radekymarsch vor sich hin. Der Stauding war einer, der es verstand, sich nichts anmerken zu lassen, wenn ihn etwas wurmte, der aber auch nichts vergaß. Die Marialene aber trug den Kopf höher denn je und äußerte sich vor ihren Freundinnen, sie brauche keinen Mann, und wenn sie einmal einen nehme, so müsse es der reichste und schönste und beste im Land sein. Und eines Tages schien wirklich dieser Beste gekommen zu sein; denn es ging die Kunde durchs Tal, der Daviter von Oswalden habe um die Marialene geworben und ihr Jawort erhalten. Reich war der Daviter, er besaß das schönste Anwesen im ganzen Landgericht und schweres Geld dazu; er stand auch weitum in großem Ansehen und war ein schöner, stattlicher Mann in den anfangs Dreißiger Jahren. Trohdem wollte man nicht an den Verspruch mit der Marialene glauben, weil es fast schon für sicher galt, daß der Daviter die Traubl, des reichen Meinhart älteste Tochter, heiraten werde; die Traubl war ihm auch viel nachgelaufen und hatte sich den Daviter stark eingeblendet. Aber bald zeigte es sich, daß der Daviter es doch mit dem Büschelmädchen richtig gemacht hatte. Die Marialene mußte ein Jahr lang bei einem Großbauer in Jettenberg draußen die Wirtschaft lernen und praktizieren — und dann gab es in Oswalden eine Hochzeit, wie man eine großartigere seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Der Daviter war glücklich, die Marialene fast noch glücklicher. Von Tag zu Tag erkannten es die beiden mehr, daß sie es gut miteinander getroffen hatten. Die junge Bäuerin wurde auch im Daviterhose von Hausleuten und Dienstboten nie anders angesprochen als mit dem Namen Marialene.

Seit der Hochzeit waren sechs Monate verflossen, und die Marialene hatte sich als Großbäuerin schon ganz eingewöhnt. Ein Tag in dem prächtigen, großen Hofe neben ihrem guten Manne dünkte sie schöner als der andere. An dem Nachmittag aber, als die Piesl von der Alm gekommen war, fühlte sie einen merkwürdigen Druck auf dem Herzen. Sie wußte nicht warum, und doch empfand sie eine beklemmende Angst, als ob ihr etwas recht Schweres bevorstehe. Vielleicht war es die drückende Hitze, die Schwüle, die über dem Tale lag und von Stunde zu Stunde unerträglich wurde. Von den Bergen herab senkte sich ein trüber Dunstschleier, und um die Bergspitzen herum trochen langsam, langsam braune Wolfenschneden. Der Better Thaddes, ein Watersbruder des Daviter, schaute immerfort nach dem Wetter aus und sagte: „Heute kommt's, und kommen tut's did.“ Die Piesl und zwei alte Mägde, die wie der Better Thaddes von der Alm zu Hause geblieben waren, trugen noch emsig Futtergras in die Scheune. Gegen fünf Uhr abends hockte ein bleikumpenschweres, nachtfinsteres Gewölk in die Spidalm herein. Manchmal war es, als ob jemand ein Auge auf- und zugetan hätte,

dann brummte es tief und dumpf, weit, weit in der Ferne. Mit einem Male schien eine unsichtbare Hand in dem Wolkenstoc auf der Alm zu rühren, die Wolkenmassen begannen zu reiten, der Blitz fuhr mit seiner feurigen Geißel darein, und mit fürchterlichem Gepolter rollte der Donnerwagen hinterher. Immer tiefer sanken die schwarzen, schweren Wetterwolken ins Tal herab, es wurde fast nachtdunkel, und auf einmal ging es los, als käme der jüngste Tag. Ganze Wasserwellen stürzten vom Himmel, es fauste, rauschte, prasselte; das Wildfeuer setzte keinen Augenblick aus, ein Blitz erwischte den anderen, ohrenbetäubend brüllte, schmetterte, dröhnte der Donner, dazwischen hörte man ab und zu die wimmernden, betenden Klänge der Kirchenglocken.

Im Daviterhose knieten die Marialene, der Better Thaddes und die zwei alten Mägde um den Stubentisch und beteten halblaut. Die Piesel hatte sich hinter den Ofen verkrochen und winselte wie ein Hündchen; so oft ein recht greller Blitz aufflammte, sprang sie hervor, hing sich an die junge Bäuerin und schrie: „Helf uns Gott! Marialene!“ — — —

Das Wetter raste zum Tale hinaus; draußen stieß es auf ein anderes, und nun kam es wieder auf der einen Talseite herein. Zweimal ging es im Kreise herum, ohne seine Wut zu erschöpfen. Endlich um halb acht Uhr abends ließ das Toben nach und es rauschte jetzt ein schwerer Regen hernieder, ab und zu noch von Blitzen durchleuchtet. Um acht Uhr war es schon ganz finster. Die Marialene stand am Küchenherd und bereitete das Abendessen, während die Mägde daneben kleine Arbeiten verrichteten. Plötzlich hämmerte es von außen drei-, viermal stark an das Küchenfenster.

„Jesus, Maria!“ gelte die Piesel. Der Better Thaddes öffnete das Fenster; doch bevor er fragen konnte, was es gebe, rief draußen eine laute, unheimlich hohle Stimme: „Auf der Spidalm ist ein Unglück geschehen. Der Blitz hat den Daviter erschlagen und drei Kalben.“

Einen halben Vaterunser lang war alles still vor Entsetzen, dann tat die Marialene einen Winsler und fiel wie ein Stoc neben dem Herde zu Boden. Während die Mägde sich jammern und weinend mit der jungen Bäuerin beschäftigten, kollerte der Better Thaddes zur Tür hinaus, um nach dem Ueberbringer der Schreckensstunde zu sehen. Der Mann war aber schon fort. Die Stimme hatte einen ganz fremden, unbefannten Klang gehabt. Als der Alte wieder hereinkam, schlug die Marialene, die von den Mägden auf eine Bank gehoben worden war, die Augen auf. Sie schaute wild herum und sagte kläglich:

„Die Mäuse haben den Sac zerbissen, jetzt rinnt das Mehl alles heraus.“

„Um Gotteswillen, sie hat den Verstand verloren“, jammerte eine Magd.

„Es ist schade um das gute Mehl“, klagte die Frau, „Gottfried, lehr es zusammen.“

„Mägde“
 „S“
 „ter m“
 „nicht“
 „muß“
 „M“
 „den an“
 „— ool“
 „und“
 „J“
 „fried h“
 „„U“
 „„Bei“
 „Nacht“
 „Die“
 „wiltet“
 „Kraft“
 „und eh“
 „Tür h“
 „„W“
 „hätt!“
 „Man d“
 „„Ja“
 „das W“
 „die off“
 „„Ro“
 „und b“
 „nachge“
 „Sch“
 „hinaus“
 „Unt“
 „Birkan“
 „Flügel“
 „Kleid“
 „dach“
 „Ström“
 „merken“
 „merte“
 „uns a“
 „gottes“
 „Bei“
 „Mann“
 „„Se“
 „schrie“
 „ihn der“
 „„M“
 „„Was“
 „willen?“
 „„De“
 „ooooh“
 „Jetzt t“
 „zeigt m“
 „„M“
 „„es ist“
 „dabei g“
 „geschlag“
 „sich sch“
 „hin; d“
 „„W“
 „ich mu“
 „tot.“
 „„M“
 „fried, d“
 „„M“
 „schlager“

„Marialene! Marialene!“ schrien die Mägde.

„Sei gescheit, Marialene,“ sagte der Wetter mit zitternder Stimme, „es ist vielleicht nicht so arg, wie der Mensch gesagt hat. Man muß erst besser nachfragen.“

Nun griff die junge Frau mit beiden Händen an den Kopf und stöhnte furchtbar: „Doh — ooh — ooooh!“ — Plötzlich sprang sie auf und sagte:

„Ich geh auf die Alm; ich geh zum Gottfried hinauf — ich muß ihn sehen.“

„Ums Himmelswillen nicht!“ bat der Alte. „Bei dem Wetter und in der stockfinsternen Nacht kommst unmöglich hinauf.“

Die Mägde hingen sich an die Frau und wollten sie nicht fortlassen. Mit ungeahnter Kraft aber schüttelte Marialene die Mägde ab, und ehe diese sich's versahen, war sie schon zur Tür hinaus.

„Wenn ich grad nicht meinen steifen Fuß hätt!“ klagte der Thaddes; „Viesi, renn nach. Man darf sie nicht allein gehen lassen!“

„Ich fürcht mich, ich fürcht mich!“ kfennte das Mädchen und steckte seinen Vogelkopf in die offene Tischlade.

„Kathi, Zenz, lauft hinüber zum Arzberger und bittet den Jörg, er soll der Marialene nachgehen,“ drängte der Alte.

Schlotternd tappten die Mägde zur Tür hinaus.

Unterdessen war Marialene schon über den Birkanger gerannt und eilte nun wie auf Flügeln dem Mühlthale zu. Sie trug ihr liches Kleid, hatte keinen Hut, kein Tuch, kein Regendach — und es regnete immer noch in Strömen. Davon schien sie aber nichts zu merken, sie hastete nur vorwärts und wimmerte: „Heilige Maria, Muttergottes, bitt für uns arme Sünder, heilige Maria, Muttergottes ...“

Bei der ersten Mühle stieß sie mit einem Mann zusammen, der von oben herunterkam. „Heilige Maria, sag, ist er ganz tot?“ schrie sie, „ja, ja, er ist tot. Wo haben sie ihn denn? Ich muß zu ihm!“

„Marialene, bist du's?“ rief der Mann. „Was hat's denn gegeben, um Gottschristiwillen? Wo gehst denn hin?“

„Den Daviter hat der Blitz erschlagen, ooooh,“ jammerte sie; „ich muß auf die Alm. Jetzt kenn ich mich nimmer aus. Bitt schön, zeig mir den Weg.“

„Marialene, Marialene,“ schrie der Mann; „es ist ja alles nicht wahr! Ich bin gar nicht dabei gewesen. Den Bantnedt hat's niedergeschlagen und drei Kalben. Der Knecht hat sich schon wieder erholt, aber die Kalben sind hin; deswegen komm ich jetzt herunter.“

„Wer bist denn du? Zeig mir den Weg, ich muß zum Gottfried, ist er lebendig oder tot.“

„Marialene, ich bin's ja selber, der Gottfried, dein Mann.“

„Mein Gott, mein Gott, vom Blitz erschlagen; es ist schrecklich!“ stöhnte die Frau.

„Nein, nein, ich bin gesund und frisch!“ schrie er ihr in die Ohren. „Kennst du mich denn nicht? Deinen Mann, den Gottfried?“

„Heilige Maria, seine Stimme ist's,“ heulte die Frau. „Gottfried, Gottfried, ist's möglich? Du bist von den Toten auferstanden?“

Sie weinte wie ein Kind. Da er merkte, daß sie nur in ihrem Hauskleid und ganz naß war, streifte er rasch seinen Mantel ab und legte ihn ihr um. Sie schlotterte am ganzen Körper.

„Mein Gott,“ sagte er erschrocken, „du arme Haut, du bist ja wie ein gebadetes Hühn, und zu kalt hast auch. Komm, wir gehen heim.“

„Ja, ja, wir gehen heim,“ schluchzte sie; „gelt, und der Gottfried kommt nach?“

„Ich bin ja bei dir, Marialene, du mußt mich ja kennen!“

„Ja, ja, du bist's. Vergelt's Gott, vergelt's Gott! Jetzt ist alles gut. Aber du darfst nicht mehr fort, du mußt immer bei mir bleiben.“

Er nahm sie kräftig unter den Arm und führte sie den Steig hinunter; sie wimmerte oftmals: „Heilige Maria, Muttergottes, bitt für uns arme Sünder.“

Am Birkanger begegnete ihnen der Nachbarjörg, der der Marialene hatte nachgehen wollen. Er staunte, wie die beiden mühsamen daherkamen, und ging mit ihnen ins Daviterhaus. Dort gab es nun einen freudigen Aufbruch. Man bestürmte sich gegenseitig mit Fragen und erzählte, aber keines wußte zu sagen, wer der Mensch gewesen sei, der die falsche Unglücksbotschaft gebracht hatte. Die junge Frau weinte immer noch still vor sich hin.

„Marialene, was hast denn?“ fragte zärtlich der Mann, „warum tuft denn noch weinen?“

„Grad vor Freud, vor Freud, vor Freud,“ erwiderte sie. Aber bald merkte man, daß sie vom Fieber geschüttelt wurde. Darum drängte der Daviter, daß sie gleich zu Bette gehe, und er wollte noch in der Nacht einen Doktor holen lassen. Dem widersetzte sich aber die Marialene heftig und erklärte, bis morgen sei alles wieder gut.

Nachdem sie in der Nacht stark geschwitzt hatte, war sie am Morgen etwas schwach, aber sonst fehlte ihr richtig nichts mehr. Bloß ein leises Zittern ging ab und zu durch ihren Körper. Auch das verlor sich nach drei Tagen. Die Frau wurde wieder munter und frisch, und der Vorfall schien keine Folgen hinterlassen zu haben. Doch war die Frau viel weicher geworden. Einmal sagte sie zum Gatten:

„Gottfried, jetzt weiß ich erst, wieviel ich unserem Herrn Dank schuldig bin. Wenn ich dich verloren hätt', tät mich das Wehe und Elend gewiß ins Grab hinunterdrücken.“

„Und wenn du nicht mehr da wärst, Marialene, dann hätt ich keinen hellen Tag mehr, es wäre immer Nacht,“ erwiderte er.

Ein Glück klopf an und macht dem Unglück die Tür auf.

Drei Monate gingen dahin, im Daviterhose sah man einem freudigen Ereignisse entgegen. Die Marialene war manchmal etwas zaghaft, meistens aber guter Dinge. Eines Abends sprach sie zu ihrem Manne:

„Du, Gottfried, ich bet immer, daß unser Herr uns ein recht schönes Kind schenkt.“

„So darfst nicht beten,“ erwiderte er lächelnd; „die Hauptsach ist nicht die Schönheit, sondern daß das Kind brav wird.“

„Darum kann man ja später noch beten. Jetzt wünsch ich mir grad, das Kind soll bildschön sein,“ erklärte sie.

Es kam der Kirchweihsonntag, der wie alljährlich in Oswalden mit großer Pracht gefeiert wurde. Traudl, die Meinhartstochter, trug ein silbergaues Kleid vom nämlichen kostbaren Stoffe, den der Daviter seiner Frau gekauft hatte; Liesl, der Kibitz, war um und um mit farbigen Bändern behangen. Wenn die Meinhart-Traudl aber hoffte, der Daviterin einen Merger zu bereiten, so verrechnete sie sich; denn die Marialene war an diesem Tage gar nicht in der Kirche. Um Mittag verbreitete sich die Kunde, daß beim Daviter ein Prinz eingestanden sei. Doch merkwürdigerweise schien dieses Ereignis keine sonderliche Freude zu wecken. Der Daviter sah verstört darein, die Hebamme machte ein ernstes Gesicht und gab auf alle Fragen nur abweisende Antworten. Am nächsten Tage kam ein Doktor aus der Stadt, der lange mit dem Bauer redete und dann achselzuckend fortging. Es hieß, die Frau wäre sehr schwach; auch das Kind sei krank und werde kaum lange leben. Drei Tage wartete man mit der Taufe, dann wurde das Knäblein vom Pfarrer zu Hause getauft, wobei der Huber vom Stein den Taufpaten machte. Weder der Pfarrer noch der Taufpate ließen, so viel sie auch gefragt wurden, etwas verlauten, wie es mit der Marialene und ihrem Kind stehe. Von den Hausleuten bekam außer dem Better Thaddes und der alten Hausmagd Jenz niemand das Kind zu sehen, und vom Thaddes und der Jenz war auch nichts herauszubringen. So viel leuchtete nachgerade allen Menschen ein, daß etwas verheimlicht wurde, und nun spürte man der Sache erst recht nach. Liesl, der Kibitz, verzipperte fast vor Neugier. Ihre lange spitze Nase wurde um so länger und spitzer, je vergeblicher die Mühe war, hinter das Geheimnis zu kommen. Eines Abends in der Seelenwoche aber stand die Nase der Liesl ganz gerade hinaus und ihre Vogeläuglein leuchteten, denn sie hatte etwas erpäht. Da sie sich aber nicht getraute, die Neuigkeit im Daviterhause auszupacken, eilte sie, sobald es dunkel geworden war, zu ihrer Freundin, der Meinhart-Traudl, hinauf, um sich den schweren Stein vom Herzen zu wälzen; mit einem solchen Geheimnis in der Brust hätte sie ja doch nicht schlafen können. Sie packte die

Traudl ab, und dann gingen sie mitammen hinter die Scheune.

„Du, ich weiß etwas,“ sagte das Kibitzmädchen, „etwas, etwas, was man in Oswalden noch nie gesehen und gehört hat — ganz etwas Arges.“

„Von der Marialene?“ fragte die Meinhart-Tochter begierig.

„Rein, vom Kind.“



Kirchweihbraten Ludwig Richter

„Was denn? Was denn? Red, Liesl, red.“

„Rein, ich getrau mir's nicht zu sagen. Es ist zu arg, ich darf's nicht sagen.“

„Dann sag ich dir auch nichts. Ich weiß etwas von der Naken-Moidl.“

„Ich glaub dir nichts mehr; was du mir vom Stauding erzählt hast, ist auch alles erlogen gewesen. Aber sag, Traudl, was weißt denn von der Naken-Moidl?“

„Zuerst mußt du Farbe auspielen, Liesl, sonst behalt ich meinen Trumpf und geh wieder in die Stube hinein. . . Gute Nacht.“

„Rein, wart ein bißl, Traudl. Ich tät dir's gern erzählen, grad weil du's bist, aber du

sagt's weiter, und dann gib't einen furchtbaren Lärm."

"Wo werd ich etwas weiter sagen? Keinem Sterbensmenschen sag ich ein Wörtl!"

"Schwör mir, daß du gewiß nichts sagst."

"Ja, so gewiß als ich da steh, sag ich nichts."

"Denk dir, Traudl, ... aber du mußt's gewiß bei dir behalten, kein Sterbenswörtl darfst weiterfagen, ich sag auch nichts, wenn ich etwas nicht von rechtswegen sagen darf ... Denk dir, das Kind hat zwei Köpfe, einen weißen und einen kohlschwarzen, und bloß einen Arm."

"Liesl, wenn du jemand für Narren halten willst, suchst dir einen anderen Menschen, nicht mich."

"Aber es ist ganz gewiß wahr. Ich hab durchs Schlüsselloch geschaut und hab's mit eigenen Augen gesehen. Solche Augen wie ich hat kein Geier. Und was ich gesehen hab, laß ich mir nicht abstreiten. Das Kind hat zwei Köpfe."

"Bist denn verrückt?"

"Nein, ich erzähl bloß, was mir in die Augen gefallen ist. Auf dem schwarzen Kopf hat das Kind einen Auswuchs wie ein Horn, und es schaut aus wie der Leibhaftige. Es ist furchtbar, Traudl, ich schwör dir's, Traudl, — so gewiß wie ich da steh."

"Hahaha — dann wär's ja eine richtige Mißgeburt. Daß es so etwas ist, hab ich mir alleweil schon gedacht."

"Freilich eine Mißgeburt, ein Tattermandl!" bekräftigte die Liesl und erzählte noch eine Menge schauderhafter Einzelheiten, die sie gesehen haben wollte.

"Haha, das ist eine feine Geschichte," lachte die Meinhart-Tochter; "recht geschieht der Bettelgräfin, ich gönne ihr's."

"Nein, nein, die Marialene tut mir erbarmen."

"Weil du ein dummer Ribitz bist. Hast nie das Sprichwort gehört: Hochmut kommt vor dem Fall, Schande folgt ihr überall?"

"Stolz ist die Marialene wohl, aber sie ist auch auf ... Jetzt sag mir, was weißt denn von der Naßen Moidl?"

"Daß sie den Haderer Flori heiratet."

"Das ist keine Neuigkeit, das weiß jedes Kind; sie find ja schon beim Pfarrer gewesen."

"Ich kann nicht helfen, wenn du's schon weißt. Aber jetzt muß ich hinein; der Vater sieh's nicht gern, wenn ich abends lange heraußen bin — gute Nacht, Liesl."

"Gute Nacht. Aber daß du gewiß nichts weiterredest!"

"Kannst dich verlassen."

Das Ribitzmädchen ging etwas unzufrieden nach Hause. Ein paar Tage später war schon das ganze Tal voll von den unsinnigsten Gerüchten über das Daviterkind. Man erzählte sich die haarsträubendsten Dinge über die Mißgeburt, die auf dem Großbauernhose zur Welt gekommen wäre. Jetzt blieb den Daviterchefeuten nichts mehr übrig, als die Wahrheit bekannt werden zu lassen. Das neugeborene

Knäblein, das, wie alle Stammhalter auf dem Daviterhose seit vielen Generationen, den Namen Gottfried führte, war ein ferngefundes, gut entwickeltes und sehr wohlgestaltetes Kind; nur hatte es ein furchtbares Muttermal, und zwar just im Gesicht. Das ganze Gesichtlein von der linken Seite bis zur rechten und von oben bis unten war bläulich-schwarzrot, als ob es verbrannt wäre. Von der Ferne gesehen, schaute das Kind fast aus wie ein Negerbublein, so dunkel war das Gesicht; es hatte aber sehr hübsche, regelmäßige Züge und himmelblaue Augen, die recht munter in die Welt guckten.

Gottfried, der Daviter, schien die Sache ganz leicht zu nehmen, obwohl ihm der Doktor versichert hatte, daß das furchtbare Mal durch kein Mittel wegzubringen sei und dem Kind sein Leben lang bleiben werde. Auf das Gesicht komme es bei einem Menschen gar nicht an, sagte er; man müsse unserem Herrn danken, daß das Bublein so kräftig und gesund wär. Wenn es nur einen hellen Kopf habe und ein braver Mensch werde, dann sei alles gut. Innerlich ging dem Mann aber die Sache doch sehr nahe. — Die Marialene war frohgemut und hing zärtlich an dem Kinde. Wohl hatte sie sich anfangs über das fürchterliche Muttermal entsetzt; aber als der Doktor ihr vormachte, das Mal wachse sich ganz bestimmt aus und in ein paar Monaten werde das Gesichtchen des Kindes weiß sein wie Schnee, glaubte sie fest daran und wurde ganz ruhig. — In der Gemeinde bedauerte man den Gottfried und die Marialene fast durchaus; nur wenige vergönnten ihnen das Mißgeschick; doch geredet wurde noch lange und viel.

Dem Daviter blieb es natürlich nicht verborgen, daß Liesl, die Küchendirn, das Geheimnis ausspioniert, die Sache herumgeplaudert und die wilden Gerüchte verursacht hatte. Er nahm das Mädchen scharf ins Gebet. Anfangs leugnete das spitznäsige Ding alles frech weg, als der Bauer ihm aber mit dem Davonjagen drohte, winselte und heulte es wie ein Hündchen, das Schläge bekommt, dann fiel es auf die Knie nieder und versprach hoch und teuer, es werde nie mehr seine Augen in ein Schlüsselloch hineinstecken, und lieber beiß es sich die Zunge kleinweise ab, als daß es mit einem Menschen außer dem Hause noch einmal ein Wörtl rede. Des Bauers Zorn verflug allmählich, und das Mädchen kam mit einem strengen Verweis davon.

Wieder gingen etliche Monate ins Land. Die Marialene faßte eine immer größere Liebe zu ihrem Kind, wurde aber auch von Tag zu Tag trauriger. Jetzt erkannte sie, daß der Doktor ihr das Maul gemacht hatte. Statt daß das Muttermal im Gesicht des Kindes sich verflüchtigte, trat es nur desto schärfer hervor. Oft weinte die Frau halbe Stunden lang mit dem Kind auf dem Schoße. Der Mann bot alles auf, um sie zu trösten.

"Schau, Marialene, so darfst nicht tr:n," sagte er einmal; „auf das Gesicht kommt's bei

ammen
Ribitz
in Os-
hat —
Mein-
Richter
ig Richter
l, red."
en. Es
h weiß
du mir
les, er-
s weißt
Liesl,
h wie-
cht."
at dir's
ber du

einem Menschen nicht an, sondern auf den Verstand und auf das Herz — auf die Seele.“

„Bohl, wohl, auf die Schönheit, aufs Gesicht kommt's an,“ entgegnete sie; „die Leute schauen zuerst aufs Gesicht, und wenn das nicht schön ist, wird so ein Kind verachtet, beschimpft, verspottet. Mein Gott, es bleibt ein Häscherle sein Leben lang.“

„Wächstest du, daß das Kind sterben tät?“ fragte er.

„Nein — nein — nein!“ schrie sie; „es ist mir lieber als mein Leben; aber grad soviel erbarmen tut's mir, das arme Häuterle.“

Sie küßte es leidenschaftlich. Nach einer Weile schaute sie den Mann ängstlich an und sagte:

„Gottfried, red einmal aufrichtig. Welt, du — recht gern haben kannst das Kind nicht? Es schaudert dich davor, gelt?“

„Was fällt dir ein, Marialene!“ rief er fast heftig, „ich hab's grad so lieb, als wenn es ein Gesicht hätte wie ein Engel. Um meinen halben Hof gab ich's nicht her.“

Mit diesen Worten nahm er das Knäblein aus ihren Armen, hob es zu sich empor und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf beide Wangen. Da meinte die Marialene noch mehr.

In der nächsten Zeit vertraute die Frau das Kind oft der alten Hausmagd Jenz zur Pflege; sie selbst aber wanderte viel herum. Bald ging sie zu einem Doktor in der Stadt, bald zu einem Bauernarzt, bald zu einer weisen Frau, um ein Mittel zu finden, mit dem sie der Verunstaltung ihres Kindes abhelfen könne. Sie wandte auch allerhand Quacksalbereien an, natürlich ohne jeden Erfolg. Ihr Mann schüttelte oft den Kopf, ließ sie aber gewähren. Je augenscheinlicher alle angewandten Mittel versagten, desto tiefer ließ Marialene den Kopf hängen. Eines Tages klagte sie ihrer Nachbarnfrau, der Arzbergerin:

„Ich versteh's gar nicht, warum mir unser Herr gerade das Kreuz schicken mußte und wie ich so etwas verdient hab. Ich weiß mich keiner Schlichtigkeit schuldig, hab auch das Meinige gebetet. — Und warum muß denn das unschuldige Kind so etwas tragen? Mein Gott, was wird es sein Leben lang auszustehen haben! Wenn ich oft so nachdenk, wär's mir fast lieber, es tät sterben. Es erbarmt mir gar so viel.“

„Marialene, tu dich nicht versünden!“ predigte die Nachbarnfrau; „unser Herr weiß schon, was für jeden Menschen gut ist, und der könnt noch viel etwas Schlimmeres zulassen. Gar so ein großes Uebel ist das mit dem Kinde ja nicht.“

Die Marialene schluchzte und ging heim. Mitte Juni reiste der Daviter mit einer Deputation nach Innsbruck, um den Straßenbau ins Veithental kräftiger zu betreiben. Die Marialene bat ihn, daß er in Innsbruck einen Professor wegen des Kindes frage, was er bestimmt versprach.

Zwei Tage nach seiner Abreise kamen Zigeuner ins Dorf Oswalden. Das zudring-

liche braune Volk erzwang sich überall den Eintritt in die Häuser, bettete, stuchte, drohte, stahl und wurde zur richtigen Dorfplage. Das Daviterhaus blieb ziemlich unbehelligt, weil die feige Sippschaft vor den handfesten, starken Knechten Respekt hatte. Nur ein altes hühliches Zigeunerweib, das am linken Fuß stark hinkte, kam öfters in der unterwürfigsten Art zu betteln und erhielt immer etwas. Am Abend bevor die Bande abzog, steckte die Zigeunerin wieder ihren Kopf durch die Stubentüre; als sie bemerkte, daß die junge Bäuerin drinnen war, kam sie vollends herein und sagte mit funkelnden Augen:

„Die schöne, gute, goldene Frau hat ein Kind, dem der schwarze Mond vor dem Gesichte steht. Warum hüßt die Frau dem Kinde nicht?“

Marialene kam in große Aufregung. Wenn die Zigeunerin ein Mittel wüßte! Diese Leute verstehen ja allerhand und sollen mit ihren Zauberkünften ungläubliche Dinge vollbringen. Mein Gott, es wird keine Sünde sein, jedenfalls ist's keine große, wenn sie dem Kind von der Zigeunerin helfen läßt. — Ein paar Augenblicke überlegte sie und sprach dann:

„Es hat noch kein Mittel geholfen.“

Die Zigeunerin sagte lauernd:

„Wenn mir die schöne, weiße Frau das silberne Kettlein schenkt, das sie um den Hals hat, treib ich den schwarzen Mond von Kindchens Gesicht, daß es hell wird wie die Sonne.“

„Das Kettchen darf ich nicht herschenken,“ erwiderte Marialene, „aber wenn du das schwarze Mal webringst, schenk ich dir etwas anderes, oder ich gib dir ein Geld.“

„Die schöne Frau ist gut und gnädig,“ schmeichelte die Zigeunerin; „aber ich muß das Kind sehen, daß ich sagen kann, was zu machen ist, und wie der Mond gegen die Sonne steht.“

Marialene zögerte noch, aber dann gab sie der alten Heze einen Wink, ihr zu folgen. Sie gingen mitsammen in die Familienkammer, wo das Knäblein ruhig in der Wiege schlief.

Ein paar Minuten später schlich Liesl, der Ribitz, auf den Zehenspitzen zur Kammertür. Es hatte von der Küche aus gesehen, wie die Hausfrau mit der Zigeunerin in die Kammer trat, und war sich sofort klar, daß die Alte an dem Kind ihre Zauberkünfte versuchen werde. Himmel, wenn man da zuschauen könnte! Leider stand die Kindswiege auf der anderen Seite, wo man durch das Schlüsselloch nicht hinsah. So sehr das neugierige Mädchen seine Wunderäuglein anstrengte, es konnte doch nichts erspähen. Es spitzte die Ohren wie ein Königshase, vermochte aber auch nichts zu erhörchen, denn die beiden drinnen sprachen entweder leise oder halblaut. Nur einmal hörte es folgende Rede und Gegenrede:

früh

oc. ja

Sol

D

sein

Über

eine

sagte

die S

U

Schi

gerad

zuhil

trat

hump

die G

hatte

aber

werde

mitei

soll

Himm

wikh

mens

Sterb

könn

rannt

erzäh

verno

samte

braue

s

Pack

T

„dara

wegge

T

harts

sach

das K

zieht

wird

stohle

T

Holza

mädch

hört,

gewes

E

heute

wenn

auch

M

ganz

die Zi

D

halt

ein pa

sie ha

Maria

ist ein

„Mir wär's lieber später. Die Sonne geht früh auf.“

„Nein, die schöne, weiße Frau darf's nicht verschäumen.“

„Dann muß ich schon um vier Uhr gehen.“

„Die schöne, weiße Frau muß vor der Sonne dort sein.“

Der Ribitz hielt den Atem an und drückte sein Ohrlein fast ins Schlüsselloch hinein. Aber jetzt sprachen sie wieder leiser; es ächzte eine Schublade, ein Papier knisterte und dann sagte die Zigeunerin:

„Ich küsse der guten, schönen, weißen Frau die Hand und alle fünf Finger.“

Und gleich darauf näherten sich drinnen Schritte der Tür. Das Ribitzmädchen hatte gerade noch Zeit, aufzuspringen und davonzuhuschen. Einen halben Vaterunser später trat die Zigeunerin aus der Kammer und humpelte rasch zum Tore hinaus. — Nun war die Liesl wieder in schwerer Bedrängnis. Sie hatte nichts erfahren und doch viel, konnte aber aus der Sache nicht klug werden. Was werden die Marialene und die Zigeunerin miteinander vorhaben? Und die Marialene soll fortgehen. Wohin denn und wann? — Himmel, eine ganze Nacht schlafen, ohne Gewißheit zu erlangen, das war ja etwas Unmenschliches! Wenn man nur mit einem Sterbensmenschen über die Sache reden könnte! Die Liesl sann hin und her, dann rannte sie hinauf zur Meinhart-Traudl und erzählte ihr haarklein, was sie beobachtet und vernommen hatte. Mit fiebernder Aufmerksamkeit hörte die Traudl zu, schob die Augenbrauen fest zusammen und fragte stürmisch:

„Hat die krumme Zigeunerin ein größeres Pack fortgetragen?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte die Liesl; „darauf hab ich nicht geschaut. Sie ist so schnell weggegangen.“

„Du närrischer Ribitz,“ schalt die Meinharts-Tochter, „warum gibst auf die Hauptsache kein Licht? Ich weiß, die Marialene hat das Kind der Zigeunerin gegeben. Heute Nacht zieht das Volk weg, und morgen in aller Früh wird dann Lärm werden, das Kind sei gestohlen.“

„Traudl, da bist einmal ganz auf dem Holzweg, hai—hai—haiiii,“ lachte das Davitermädchen; „ich hab das Kind noch schreien gehört, wie die Zigeunerin längst schon fortgewesen ist.“

„So, so, so! Dann verschummelst sie es heute Nacht oder morgen früh. Paß auf, wenn die Zigeuner fort sind, ist das Kind auch nimmer da.“

„Nein, nein, nein. Die Marialene ist ja ganz vernarrt ins Kind. Und was sollen denn die Zigeuner mit dem Bübl anfangen?“

„Das wissen die gut. Sie verräumens halt und leugnen dann alles weg. Wenn sie ein paar Tage sitzen müssen, ist's ihnen gleich; sie haben ja Geld dafür bekommen. Die Marialene kennst du noch viel zu wenig; das ist eine Schlange.“

Die beiden Mädchen stritten noch eine zeitlang hin und her, und dann ging die Liesl fast zornig nach Hause. Aber dabei spulte ihr das, was die Traudl gesagt hatte, bös im Kopfe herum, und sie konnte wenig schlafen. In der Früh um drei Uhr war sie schon auf und spekulierte bald bei diesem, bald bei jenem Fenster hinaus, ob sie nichts Verdächtiges sehe. Die Meinhart-Traudl aber steckte schon seit halb drei Uhr morgens in einem Hollunderbusch hinter dem Daviterhaus und spionierte ebenfalls. Allein es ereignete sich gar nichts. Das Haus blieb bis um fünf Uhr geschlossen, dann gingen die Mägde zum Brunnen, die Knechte auf den Acker, und es konnte nichts mehr geschehen. Auch hörte die Traudl in ihrem Versteck ganz deutlich die Stimme des weinenden Kindes vom Daviterhause herauf. Sie zog sich enttäuscht zurück. Im Laufe des Vormittags brachen die Zigeuner mit großem Lärm auf und wanderten zum Tal hinaus. Nachmittags kam die Meinhart-Tochter am Daviterhause vorbei. Sie rief über den Zaun hinüber der Marialene, die im Garten stand, höhniisch zu:

„Na, wie geht's dem jungen Daviterprinz?“

„Dank der Nachfrag, sehr gut,“ erwiderte die Frau kurz und hochmütig.

„Brav, brav, daß er schön heranwächst,“ spottete die andere; „den kann man einmal, wenn er groß wird, zum Dreikönigspiel brauchen, weil er schon von Geburt aus angerufiget ist.“

„Du, du, du!“ flammte die Marialene auf; „so eine schwarze Larve wie du hat in der ganzen Gemeinde kein Mädchen.“

Die Traudl wurde dunkelrot, dann geiferte sie:

„Na, es ist nicht jeder Mensch ein Edelweiß, aber der Daviter kann eine Freude haben, weil er in seinem Hause ein Edelweiß und ein Schwarzblättl so schön beieinander hat — hä—hä—hä.“

Sie lief davon, und noch lange klang der Marialene ihr häßliches Lachen in die Ohren. Zitternd vor Aufregung ging die junge Frau ins Haus, und drinnen weinte sie vor Zorn und Wehe:

„Mein Gott, was wird das arme Kind ausstehen müssen, wenn es so bleibt!“

Am nächsten Tag war sehr schönes, klares Wetter. — Wiederum steckte die Meinhart-Traudl seit drei Uhr morgens in dem Hollunderbusch hinter dem Daviterhause. Und heute war sie nicht umsonst auf der Lauer. Etwas nach halb vier Uhr, als es um die Berge schon ganz hell wurde, öffnete sich leise die hintere Tür des Daviterhauses, und heraus trat in dunklem Kleid die Marialene mit einem Bündel auf dem Arm, um das sie ein graues Tuch geschlungen hatte. Sie verschloß die Tür hinter sich, eilte durch den Birkanger hinauf und von dort ins Mühltal hinein. Mit wildfunkelnden Augen, wie eine Kage kroch die Meinhart-Tochter aus dem Busch und folgte

in einigem Abstand der rasch ausschreitenden Frau.

Durchs Mühltal heraus brauste schäumend der Almbach. Links ist er von einem schmalen Erlenswäldchen eingesäumt, rechts steht etwa eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes die Schmiede und daneben breitet sich der große Schmiedanger aus, auf dem in der frühen Morgenstunde schon ein paar Knechte mähten. Die Marialene stapfte rüstig an der linken Bachseite durch das Erlenswäldchen hinauf. Vor der ersten Mühle aber bog sie nach rechts hinüber, wo ein schlechter Steg, der nur aus zwei unbehauenen Baumstämmen gebildet wurde, über den Almbach führt. Die Meinhart-Traudl, die einen guten Büchenschuß hinter ihr war, lief jetzt schneller, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. — Plötzlich erscholl am Steg ein Mark und Bein durchdringender Jammergeschrei, und die Traudl sah etwas Furchtbares. Sie blieb wie angewurzelt stehen, ohne ein Glied zu rühren. Ein paar Minuten war alles still, dann begann drüben ein herzzerreißendes Klagen und Jammern, von dem sogar das Bachrauschen übertönt wurde. Gehässig lachend ging die Meinhartstochter ein paar Schritte voran und spähte durch die Erlenzweige, konnte aber nichts Bestimmtes mehr wahrnehmen. Unterdessen waren auch die Mäher in der Schmiedwiese auf den Lärm aufmerksam geworden, und sie sahen, wie ein Frauenzimmer händeringend am rechten Bachufer hin- und herlief, mehrmals Anstalten machte, in den Bach zu springen und dann wieder davon abstand. Rasch warfen sie ihre Sensen weg und eilten zum Bache. Da erkannten sie in dem Weib mit den aufgelösten Haaren und den wassertriefenden Kleidern die Marialene. Sie zeigte in den schäumenden Almbach und schrie verzweifelt:

„Mein Kind! Mein Kind! Es ist in den Bach gefallen! Helft, helft!“

Die Männer rannten lachend bachauf und ab. Plötzlich sprang einer ins Wasser und zog etwas Weißes hervor. Es war das Kind, das noch sein Hemdchen anhatte, aber das Köpflein und die Glieder schwer herunterhängen ließ. Mit einem furchtbaren Jammerlaut stürzte die Marialene auf den Mann zu, riß ihm das Kind aus den Händen, drückte es an ihre Brust und weinte schrecklich. Ganz erschüttert standen die Mäher um die Frau und wußten nicht, was sie sagen sollten. Da kamen der Schmiedmeister und die Schmiedin herbeigelaufen, die wie aus einem Munde fragten, was denn im Gotteswillen geschehen sei.

„Das Daviterkind ist in den Almbach gefallen“, erwiderte der Knecht.

Der Schmied nahm der Marialene fast mit Gewalt das Kind aus den Armen und stellte Wiederbelebungversuche an. Nach einer Weile sagte er: „Es ist tot, da hilft nichts mehr.“

Da stieß die Marialene einen gellenden Schrei aus, riß das Kind wieder an sich, bedeckte seine Wanglein mit Küßsen und tat wie wahnsinnig; sie schlotterte vor Kälte und Nässe.

Unterdessen war die Meinhart-Tochter über den Steg gegangen und trat nun zur Gruppe Auf ihrem herben Gesichte lag die offenkundige Schadenfreude, und sie fragte spitz:

„Warum tragt denn die Daviterin zu dieser herrgottsfrühen Stunde ihr Kind vom Hause weg und jast her in diese Gegend?“

Alle schauten die Marialene an, diese gab aber keine Antwort, sondern liebte nur ihr totes Kind und weinte zum Erbarmen. Sie schien überhaupt nichts mehr zu sehen und zu hören, was um sie vorging. Da sagte die Schmiedin mitleidig:

„Marialene, du frierst ja schrecklich. Komm, gehen wir hinüber in unser Haus, daß du dich beim Herde ein bißchen wärmen kannst; ich leih dir einen wollenen Schal.“

Die junge Frau erwiderte nichts, sondern ließ sich willenlos ins Schmiedhaus führen, wo man das ertrunkene Kind auf den Tisch legte und mit einem weißen Tuch zudeckte. Die Frau selbst wickelte man in eine Wollendecke und setzte sie nahe an das Herdfeuer.

Alle Männer waren mit herübergekommen; die Meinhart-Traudl aber hatte sich wieder rasch aus dem Staube gemacht. Nach einer langen Weile brachte man die Marialene dazu, daß sie Auskunft gab, wie das Unglück sich zugetragen habe. Sie erzählte in abgerissenen Sätzen, daß sie mit dem Kind hat wollen auf den Lärchenbüchel hinüber zum Ulrichsstöckl wallfahrten gehen. Zu dieser frühen Zeit sei sie nicht gern durchs Dorf gegangen, weil die Leute sicher groß hergeschaut und sie mit neugierigen Fragen behelliget hätten. Darum habe sie den weiten Umweg über das Mühltal gemacht. Aber da droben sei ein ganz schlechter Steg. Die zwei Baumstämme wären eisglatt von dem herausspritzenden Wasser und schaukelten auch furchtbar. Beim Uberschreiten des Steges sei sie auf den schlüpfrigen Baumstämmen ausgegittet und mit dem Kind in den Bach gefallen. Sie sei fürchterlich erschrocken, habe das Kind aber mit aller Kraft festgehalten. Leider sei der Bach viel stärker gewesen als sie und habe ihr das Bübl mit schrecklicher Gewalt aus den Armen gerissen. Ein paar Klaster wäre sie selbst noch vom Bach weitergetragen worden, dann sei sie an einer hereinliegenden Erlensaude hängen geblieben und habe sich herausgearbeitet. Da sie die Augen voll Wasser hatte, wäre ihr das Kind außer Sicht gekommen, und sie hätte es nicht mehr retten können.

„Es ist halt einmal ein Unglück, und da kann niemand helfen dafür“, sagte einer von den Knechten.

„Marialene, darfst's nicht gar so schwer nehmen“, tröstete die Schmiedin; „schau, das Kind wäre sein Lebtag ein Häuterl gewesen wegen dem — wegen dem — nun, du weißt wohl. Jetzt ist's im Himmel, und Besseres hättest du ihm nichts geben und wünschen können.“

Die junge Frau weinte jetzt aber noch viel stärker und tat ganz unsinnig vor Schmerz.

verfi
nicht
Kind
Da
nach
furch
als
redet
hatte
aber
pen

innig
seine

Ungl
lene
verhe
auch
die v
sich g
ihr n
mut
feit t
schah
je lie
redete
wenn
gespr
genof

Heimliches und offenes Gericht.

Zehn Wochen waren seit dem Unglückstag verfloßen, und man sprach im Daviterhause nichts oder wenig mehr von dem ertrunkenen Kind, weil der Bauer es so haben wollte. Den Daviter hatte die Unglücksbotschaft, die ihm nach Innsbruck telegraphiert worden war, furchtbar schwer getroffen. Er verbarg jedoch, als er nach Hause kam, seinen Schmerz und redete der Marialene gütig zu. Angsterfüllt hatte sie seiner Heimkunft entgegengesehen. Wie aber nicht der leiseste Vorwurf über seine Lippen kam, sondern nur Worte des Trostes und

zu tun. Allein je weniger man im Daviterhause über die Sache sprach, desto mehr wurde außen herum davon geredet.

Es tauchte das Gerücht auf, die Marialene habe das Kind mit Vorbedacht und absichtlich in den Almbach geworfen, um es los zu werden. Erst als das Kind schon ertrunken war, sei sie selbst in den Bach gegangen und habe den Lärm geschlagen, daß die Leute an ein Unglück glauben sollten. Dann hieß es wieder, sie habe das Kind den Zigeunern übergeben, die es in ihrem Auftrag in den Bach geworfen hätten. Als die Zigeuner fort waren, habe die Frau ihre Komödie angefangen.



Dankgebet der Schnitter

Ludwig Richter

inniger, warmer Liebe, da ergriff sie stürmisch seine Hand und weinte:

„Gottfried, o bist du gut! Bist du gut!“

Er stellte nicht einmal eine Frage, wie das Unglück sich zugetragen habe, so daß die Marialene es ihm herwärts erzählen mußte. Sie verheimlichte ihm aber etwas und sagte ihm auch später, als das Kind begraben war, nie die volle Wahrheit. Oft war sie nahe daran, sich ganz auszusprechen, aber dann verschlossen ihr wieder die Scham und ein gewisser Hochmut die Lippen. Infolge dieser Unaufrichtigkeit kam sie nie zu einer rechten Ruhe. Es geschah häufig, daß sie unso untröstlicher weinte, je liebevoller und zärtlicher er in sie hineinredete. Da hielt er es nun für das Beste, wenn überhaupt von dem Unglück nicht mehr gesprochen würde, und er verbot allen Hausgenossen, vom Kind weiterhin eine Erwähnung

Zuerst gingen diese Gerüchte ganz leise und verstohlen herum, dann wurden sie immer lauter und bestimmter und schließlich war ganz Osmalden voll von dem Gerede. Natürlich kam das Geschwätz auch dem Daviter zu Ohren. Er geriet darob in einen solchen Zorn, daß er förmlich mit den Zähnen knirschte. So hatte man den Mann noch nie gesehen. Um der Gattin den Schmerz zu ersparen, gab er sich alle Mühe, das Geschwätz von ihr fernzuhalten.

Aber eines Tages verplapperte sich Liesl, der Ribitz, und nun erfuhr Marialene, was von ihr gesprochen werde. Sie erschrak furchtbar und weinte eine halbe Stunde lang in sich hinein. Im Daviterhause gab es einen fürchterlichen Sturm. Wenn nicht die Marialene sich für die Liesl verwendet hätte, wäre sie am selbigen Tage noch davongejagt worden.

Der Daviter aber begann jetzt den böswilligen Gerüchten nachzuspüren, und er kam bald darauf, daß sie von etlichen Weibsbildern, darunter hauptsächlich von der Reinhart-Traudl, verbreitet wurden.

Eines Morgens sagte er zur Marialene:

„Nun will ich den gottlosen Schandmäußern gründlich das Handwerk legen. Ich gehe heute zum Gericht hinaus und klag die Reinhartische.“

„Uns Himmelswillen nicht, Gottfried!“ rief die Frau. „Wenn die Sache vor Gericht kommt, wird der Lärm noch größer.“

„Der Lärm kann nicht mehr viel größer werden, und ich muß einmal Klarheit schaffen in der Sache“, beharrte er.

„Klarheit schaffen? Klarheit schaffen?“ jammerte sie. „Mein Gott, wer keinen bösen Willen hat, dem ist ehedem alles klar. Oder... oder... Gottfried, zweifelst du am Ende selber?“

„Marialene!“ schrie er, „was fällt dir ein? Wenn die ganze Welt gegen dich aufsteht, zweifle ich nicht an dir. Einem Wort von dir glaub ich mehr als der ganzen Welt.“

Sie weinte heftig, dann bat sie wie ein Kind:

„Geh nicht zum Gericht, geh nicht zum Gericht. Es wär schrecklich, wenn ich mich vom Gericht müßt ausfragen lassen wie ein Sträfling... Rein, das tu ich nicht, da bin ich mir viel zu gut. Lieber geh ich auf und davon.“

Ein krampfhaftes Zittern ging durch ihren Leib. Da überkam den Mann tiefes Mitleid; er sagte weich:

„Du hast recht, Marialene. Der Klatsch ist viel zu niederträchtig, daß wir uns viel darum kümmern sollten. Lassen wir den Bach rauschen und die Leute plauschen. Wir wollen das Geschwäh einfach verachten und den Leuten zeigen, daß wir himmelhoch über einer solch miserablen Sache stehen.“

„Du gehst also nicht zum Gericht? Du klagst nicht, gelt?“ fragte sie ängstlich.

„Nein, Marialene, ich wirf die Sache einfach über die Achsel und tu gar nichts mehr,“ versprach er. „Unserwegen mögen sie noch hundertmal ärger schreien, wir scheren uns nicht darum, weil das Ding zu niedrig ist für uns.“

Sie dankte ihm herzlich. — Nun hatte aber der Daviter schon öffentlich mit der Klage gedroht, und man erwartete allgemein einen großen Ehrenbeleidigungsprozeß. Als jedoch mehrere Wochen verflossen, ohne daß jemand eine Vorladung zum Gericht erhielt, ging das Getuschel von neuem los, und jetzt viel böser als vorher. Es hieß, die Schuld der Marialene wäre sonnenklar, weil sie sich nicht zu klagen getrauen. Ein anderes Mensch wäre längst schon von den Gendarmen geholt worden, aber bei den Großen und Reichen drückten die Herren beide Augen zu — sie werden schon wissen, warum. Einige gute Freunde machten den Daviter aufmerksam, daß es notwendig sei, die Verleumder zu klagen, weil seine Haus-

ehre und vielleicht noch mehr auf dem Spiele stehe. Alles umsonst. Der Daviter ließ aus schlecht verstandener Liebe zu seiner Gattin die Dinge auf sich beruhen. Ueber kurz entstand eine förmliche Bewegung gegen die Marialene. Man hielt geheime Zusammenkünfte und verfaßte Anzeigen, die ohne Unterschrift ans Landgericht geschickt wurden. Daraufhin rannten die Gendarmen im Tale herum und fragten viele Leute aus. — Und eines schönen Tages, Anfangs Oktober, erhielt die Marialene eine Vorladung zum Gericht, um Aufklärung über den Tod ihres Kindes zu geben. Die Vorladung schlug wie eine Bombe ins Daviterhaus ein. Marialene kam halb von Sinnen und weinte leidenschaftlich. Lange mußte ihr der Gatte zusprechen, bis sie etwas ruhiger wurde. Er erklärte fest, daß er sie nicht allein zum Gericht gehen lasse, sondern er werde mitgehen und den Verleumdern so gründlich das Maul stopfen, daß sie es für lange Zeit nicht mehr aufbringen.

Als die zwei Daviterleute acht Tage später beim Gericht in Kettenburg waren, zeigte die Marialene eine sehr selbstbewußte Haltung. Sie tat gekränkt über die Fragen des Richters und gab hochmütige oder gar keine Antworten. Da setzte der Richter eine strenge Miene auf und erklärte, daß er gezwungen sei, so ungern er es tue, die Untersuchungshaft über die Frau zu verhängen. Der Daviter und Marialene standen da wie in den Boden geschlagen. Die Frau war leichenblau, und erst nach ein paar Minuten begann sie krampfhaft zu weinen, während der Mann heftig gegen die Absicht des Richters protestierte. Aber es half nichts. Selbst das Anerbieten des Daviters, zwanzigtausend Gulden, oder, wenn es nötig sei, den ganzen Hof als Bürgschaft (Kaution) für die Gattin unterzustellen, lehnte der Richter ab und bestand auf deren Verhaftung. Zornig erklärte der Grobshauer, es gäve noch andere Stellen als so ein Landgericht, und er werde sein Recht auch gegen den Landrichter zu finden wissen. Dann sprach er der Marialene sanft zu, sie solle sich ruhig der Gewalt fügen; er reise jetzt unmittelbar nach Innsbruck, und in ein paar Tagen werde sie nicht nur ihre Freiheit wieder haben, sondern volle Genugtuung für die angetane Schmach erlangen. Auch bat er sie leise, daß sie nicht so stark weine; sie solle vielmehr durch ihre Ruhe zeigen, daß sie über die niederträchtige Verächtigung hoch erhaben sei. Zu fürchten brauche sie gar nichts; dafür sei schon er da, daß ihr nichts geschehen könne, und in etlichen Tagen werde alles in Ordnung sein. Mit einem herzinnigen Blick dankte die Marialene ihrem Gatten, sie weinte noch immer laut, faßte sich dann aber und nahm von ihm einen ruhigen Abschied. Sodann warf sie den Kopf stolz in die Höhe und ließ sich in den Gewahrsam abführen.

Der Daviter fuhr mit dem nächsten Schnellzug nach Innsbruck und bestellte dort zwei der besten Advokaten, die die Sache seiner Gattin

kräftig in die Hand nahmen. Aber trotz der angelegentlichsten Bemühungen gelang es den beiden Rechtsvertretern nicht, die Entlastung der Marialene zu erwirken. Das Gericht in Kettenburg verhörte noch mehrere Zeugen aus Oswalden, setzte ein langes Protokoll auf und gab schließlich die Angelegenheit an das Landesgericht weiter.

Und jetzt nahm die Sache einen schlimmen Lauf. Der Daviter konnte mit all seinem Geld und Einfluß nicht verhindern, daß die Marialene vors Schwurgericht kam. — Hatte schon die Verhaftung der jungen Daviterin in Oswalden ungeheures Aufsehen erregt, so brach jetzt ein förmlicher Sturm in der Gemeinde los. Es bildeten sich zwei Parteien, die einander heftig befehdeten. Die eine, weitaus größere, verteidigte Marialenes Unschuld, die kleinere, aber raffiniertere, beharrte auf deren Schuld. Daß die Daviterin könne schuldig gesprochen werden, hielten die wenigsten für möglich. Der Daviter selbst war felsenfest überzeugt, seine Frau werde glänzend gerechtfertigt aus der Verhandlung hervorgehen; hatten ihm doch die zwei Verteidiger jegliche Sorge ausgeredet und förmlich geschworen, daß der Prozeß vollständig sicher sei.

Am sechsten November begann die Verhandlung beim Schwurgericht in Bozen. Als Zeugen waren außer dem Daviter und fünf seiner Dienstmoten erschienen: die Meinhart-Traubl, die Arzbergerin, der Schmied und die Schmiedin, jene drei Knechte, die am kritischen Morgen auf dem Schmiedanger gemäht hatten, und noch zirka ein Duzend andere Personen von Oswalden. Eine starke Bewegung ging durch den Saal, als die Marialene zur Tür hereintrat. Sie war furchtbar mager und blaß geworden, das Gesicht erschien unter den goldglänzenden Haaren und über dem schwarzen Kleid, das sie trug, noch weißer als sonst. Doch sah man den Augen keine Spur vom Weinen an, nicht einmal traurig schauten sie; und kerzengerade wie immer und hocherhobenen Hauptes schritt die Frau daher. Ihrem Gatten warf sie einen kurzen, freundlichen Blick zu, die anderen Zeugen schien sie zu übersehen, nur einzelne offenkundige Gegner streifte sie verächtlich mit den Augen. — Während die lange Anklageschrift verlesen wurde, saß sie fast regungslos auf der Bank und verzog keine Miene. Sie tat fast, als ob das alles sie nichts anginge. Beim Verhör gab sie auf sämtliche Fragen des Vorsitzenden und der Verteidiger klare, bestimmte Antworten, leugnete aber hartnäckig jegliche Schuld am Tode des Kindes. Ihre sichere Haltung machte den besten Eindruck auf die Richter. Den Daviter entzückte ihr ganzes Auftreten, das so ruhig und hoheitsvoll war, als ob sie es eingelehrt hätte. — Doch nun wurde als Hauptbelastungszeugin die Meinhart-Traubl aufgerufen. Ihr Gesichtsausdruck erschien heute noch herber als gewöhnlich, ihre dunklen Wangen glühten und ihre Augen funkelten. Sonst trat sie aber ebenso gemessen

auf wie die Marialene, sprach ebenso bestimmt und scheinbar ganz gleichgültig. Nachdem ihr der Eid abgenommen worden war, erzählte sie folgendes:

„Ich hab am 19. Juni in die Spickalm hinauf müssen mit Salz für das Almvieh. Damit ich nicht zu stark in die Sonne komm, bin ich schon um halb vier Uhr früh auf dem Wege gewesen. Ich geh durch die obere Gasse hinein, da sieh ich auf einmal beim Daviter durch die hintere Tür die Marialene heraustreten mit dem Kind auf dem Arm. Mir ist aufgefallen, daß sie verdächtig herumspekuliert, ob sie von niemanden beobachtet wird; mich hat sie nicht sehen können, weil der Zaun vor der Gasse fast klasterhoch ist. Ich halt mich still und schau, was sie macht. Aber gleich lauft sie durch den Birkanger herauf und dann ins Mühltal hinein. Jetzt packt mich die Neugier und auch ein Verdacht, und ich bin ihr von weitem nachgegangen, so daß ich sie nie ganz aus dem Auge verloren hab und daß sie mich doch nicht sehen hat können. Drinnen vor der untersten Mühle biegt sie auf einmal nach links hinüber zu dem Angersteg. Ich schleich ihr zwischen den Erlenstauden vorsichtig nach. Da sieh ich, wie plötzlich hinter einem Kranebitbusch die alte, frumme Zigeunerin aufsteht und mit den Fingern gabelt, aber kein Wort redet. Die Marialene springt gleich zur krummen Hege und gibt ihr das Kind in die Hände; dann zieht sie das Kopfstuch über die Augen herab und hält sich beide Ohren zu. Die Zigeunerin humpelt auf den Steg hinüber, hebt das Kind hoch auf und wirft es mitten in den Umbach hinein, daß das Wasser grad in die Höh spritzt. Ich bin so erschrocken, daß ich mich grad an einem Baum hab halten müssen, sonst wär ich umgefallen. Zu schreien hab ich mich nicht getraut, weil ich gefürchtet hab, es sind noch andere Zigeuner da, und die werfen mich auch in den Bach, wenn sie mich bemerken. — Wie ich wieder die Augen aufgeschlagen hab, hab ich von der Zigeunerin nichts mehr gesehen und von der Marialene auch nichts. Aber auf der anderen Seite vom Bach, auf der Wiese, ist jetzt ein fürchterliches Lamento und Schreien losgegangen. Ich hab spekuliert, was los ist, hab aber nichts sehen können. Dann bin ich über den Steg und hab gesehen, daß die Marialene so jammert und sich jetzt stellt, als ob sie mit dem Kind ins Wasser gefallen wär. Mich hat's grad gewundert, wie sie noch so eine Komödie aufführen kann. Die Sach ist mir furchtbar im Kopf herumgegangen, und ich hab nicht gewußt, soll ich's bekenntmachen oder nicht. Dann hab ich mir gedacht, es glaubt mir's doch niemand, und ich bekomme noch allerhand Ungelegenheiten; schließlich geht's mich auch nichts an, wenn die Marialene ihr Kind in den Bach wirft. Erst nach ein paar Wochen hab ich etlichen Freundinnen im Vertrauen erzählt, was ich an dem schrecklichen Morgen gesehen hab; die Blandertaschen haben's dann weitergesagt, und so ist's offenkundig geworden.“

Während die Zeugin sprach, war die Angeklagte mehrmals jäh aufgesprungen und hatte wollen dazwischensfahren, wurde aber vom Vorsitzenden immer zur Ruhe verwiesen. Jetzt stand sie zitternd, leichenbläß da, schaute ihre Gegnerin mit durchdringenden Blicken an und rief:

„Meinharts-Tochter, du bist eine ganz böse Lügnerin! Fürchtest dich nicht vor der Sünde, zu schwören und dann so zu lügen?“

„Beweis mir's, daß ich ein einziges Wörtchen gelogen hab,“ schrie die andere.

„Ja, ich will dir's beweisen. Die Zigeuner sind längst schon alle fortgewesen, wie das Unglück geschehen ist.“

„Wie wenn's so einer Zigeunerin unmöglich wäre, sich einen Tag lang versteckt zu halten und dann erst der Bande nachzugehen, besonders wenn sie gut bezahlt wird dafür! — Du hast ja der Zigeunerin Gold- oder Silberfächer gegeben, und ihr habt mißsammen ausgemacht, daß du das Kind bis vier Uhr früh dorthin bringst. Hat dir die Zigeunerin nicht ausdrücklich aufgetragen, du mußt, vor die Sonne aufgeht, mit dem Kinde dort sein? Jetzt dreh mir das Wort um, wenn du kannst; ich laß mich keine Lügnerin heißen.“

Die Marialene wurde jäh rot und dann wieder kerzenbleich. Erst nach einer Weile sagte sie:

„Es ist nicht wahr, es ist alles falsch.“

„So, so, du leugnest das auch noch?“ stammte die Meinhartstochter auf; „dann soll die Liesl reden, eure Magd. Die Liesl hat gesehen, wie du die Zigeunerin in deine Kammer hineingeführt hast, und sie hat auch gehört, was drinnen gesprochen worden ist.“

„Du verdammter Ribitz, hast du schon wieder...“ fuhr der Daviter das Mädchen an, aber der Vorsitzende verbot ihm, sich einzumengen, wenn er nicht gefragt werde.

Die Liesl, die selbst heute ihren geschmacklosen, grellfarbigen Aufputz angelegt hatte, zappelte mit Händen und Füßen und gackerte wie eine Henne:

„Die Traudl ist eine Wachtel, eine Ratsche, die Marialene ist unschuldig; ich weiß nichts, ich hab nichts gesehen, ich hab nichts gehört, ich hab nicht gehorcht, ich hab nichts verstanden, ich horch überhaupt nie, ich hab gar keine Ohren zum Horchen...“ Dabei griff sie mit beiden Händen an ihre lange, spitze Nase, und das war so komisch, daß im ganzen Saal ein schallendes Gelächter losbrach.

Der Richter setzte eine strenge Miene auf und befahl, dem Mädchen den Eid abzunehmen. Nun kam die Liesl ganz außer sich. Sie warf sich auf den Sessel nieder, strampelte mit den Füßen, griff bald nach ihren Dehrchen, bald nach ihrer Nase und schrie:

„Ich versteh nichts, ich weiß nichts, ich sag nichts aus gegen die Marialene; ich beiß mir lieber die Zunge kreuzerweife ab, ich schwör nicht, ich schneid keine Ehr ab, ich blas niemand in die Ohren, ich red überhaupt nichts mehr und wenn ihr mir die Zunge herausreißt.“

Aber da half kein Sträuben und Sperren. Durch Drohungen mit schwerer Strafe wurde das Mädchen bald dahin gebracht, daß es den Eid ablegte, und dann bekannte es, durch Fragen gedrängt, heulend und gackernd, es sei schon wahr, daß die alte krumme Zigeunerin öfters bei der Marialene war. Am 17. Juni wäre die Hege von der Marialene in die Kammer genommen worden, und dann sei sie — die Liesl — ein bißchen neugierig gewesen und hab ein wenig an der Tür gehorcht, aber nur ganz ein kleines bißchen, kein Vaterunser lang; nicht einmal ein Bitte vom Vaterunser lang; aber je länger sie gehorcht habe, desto weniger habe sie verstanden. Bloß ein paar Worte habe sie gehört. Die Marialene hab gesagt, um vier Uhr morgens sei es gar soviel früh, sie tät lieber später kommen; darauf habe die Zigeunerin geantwortet, nein, sie dürfe es nicht versäumen, und die Marialene müsse dort sein, vor die Sonne aufgeht. Ob die Marialene der Zigeunerin etwas geschenkt habe, wisse sie nicht, sie glaube gewiß nicht. Nur eine Schublade sei aufgemacht worden und ein Papier habe gerafelt, und dann habe die Zigeunerin zu hunderttausendmalen Vergettsgeit gesagt... und dann... und dann habe sie — die Liesl — schnell fliehen müssen, weil sie zur Tür gekommen wären.

Die Marialene hatte während der Aussagen des Mädchens heftig zu zittern angefangen. Als der Richter sie nun fragte, ob sie etwas zu bemerken habe, erklärte sie in großer Verwirrung und immerfort stockend, was die Liesl sage, wäre zum großen Teil richtig. Sie habe wirklich mit der Zigeunerin angebanden, weil sie hoffte, daß die Zigeunerin ein Mittel gegen das furchtbare Muttermal im Gesichte des Kindes wisse. Und die Zigeunerin habe ihr auch ein Mittel angegeben, nämlich sie soll zum Schwefelbrünnl am Lärchenbüchel hinübergehen, das Gesicht des Kindes mit dem Schwefelwasser waschen und von der ersten Morgensonne trocknen lassen. Das helfe ganz gewiß. Wie die Gräser und Halme rund um das Schwefelbrünnl alle ganz weiß seien, so werde auch das Gesicht des Kindes schneeweiß werden. Aber die weiße Farbe halte nur, wenn das Gesicht von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne getrocknet würde, sonst vergehe sie wieder. Sie habe der Zigeunerin geglaubt und den Versuch machen wollen. Natürlich hätte sie in so früher Morgenstunde mit dem Kinde nicht gerne jemanden begegnen mögen, und darum habe sie den weiten Umweg über das Mühlthal gemacht, wo dann das Unglück geschehen sei.

Der Daviter hatte mit offenen Ohren und Augen zugehört, jetzt entschlüpfte ihm unwillkürlich der Ruf:

„Marialene — warum — warum...“

Aber gleich erinnerte er sich, daß er der Gattin mit seinem Zwischenruf schaden könne, und er sprach den Satz nicht aus. Doch schnell faßte ihn der Staatsanwalt und fragte:

„Sie haben von den Verhandlungen Ihrer Gattin mit der Zigeunerin also nichts gewußt?“

Ihre nicht
E
darein
„D
Red
wen
D
braud
die Z
auf ih
„G
auch
Zigeu
suchen
mein
an, un
„E
fragte
wallfa
Lärche
„B
lene;
brünn
ihm in
„D
Meink
von d
nichts
einma
just zu
Ich sa
sonder
hat.“
„D
Da
und g
„D
tel, du
unschu
schwar
weiß,
Richter
fürchte
„D
du sch
digen!
hartste
auf di
chen u
sich n
hätten.
teidige
nis de
auspr
gann r
„D
weiß d
den D
nachge
sie mu
Schwa
Maria
besser
bösem
Tud a
getan.

Ihre Gattin hat Ihnen nichts davon erzählt, nicht wahr?"

Ebenso schnell fuhr einer der Verteidiger darein und erklärte:

„Dem Gatten der Angeklagten steht das Recht zu, sich jeder Aussage zu entschlagen, wenn er will.“

Der Daviter machte von diesem Rechte Gebrauch und sagte nichts mehr. Nun rief aber die Angeklagte, indem sie einen zärtlichen Blick auf ihren Mann richtete:

„Es ist wahr, ich hab keinem Menschen und auch meinem Manne nichts gesagt von der Zigeunerin und dem Mittel, das ich hab versuchen wollen, weil ich mich gefürchtet hab, mein Mann schaut das für einen Aberglauben an, und da hätt ich mich soviel geschämt.“

„Sie gestehen also Ihre erste Lüge ein?“ fragte der Staatsanwalt; „Sie haben also nicht wallfahrten gehen wollen zu der Kapelle am Lärchenbühl?“

„Wohl, wohl“, verteidigte sich die Marialene; „zuerst hab ich das Kind im Schwefelbrünnl waschen wollen und dann wär ich mit ihm ins Ulrichsködl beten gegangen.“

„Die lügt sich den Hals voll an“, rief die Meinharts-Traudl hinein; „bis heute hat sie von der Zigeunerin und vom Schwefelbrünnl nichts verlauten lassen, und jetzt bringt sie auf einmal die närrische, ungläubliche Geschicht; just zur rechten Zeit ist es ihr eingefallen.... Ich sag's nicht, weil ich sie hineinreiten will, sondern weil sie mich eine Lügnerin geheißen hat.“

Da fuhr mit einem Mal die Viesel empor und gackerte in den höchsten Tönen:

„Du bist eine Lügnerin, du bist eine Wachtel, du bist eine Schlange. Die Marialene ist unschuldig, sie ist ein Engel, und du bist ein schwarzer Gangger, die Marialene ist ein Edelweiß, und du bist eine Schwarzbißtel!... Ihr Richter, ich will euch etwas sagen: sie hat einen fürchtbaren Zorn auf die Marialene...“

„Du, du, du — du dummer Ribiz, du Kröte, du schlechte, ich laß mich von dir nicht beleidigen! Ich will dir zeigen!“ schrie die Meinhartstochter und ging mit gespreizten Finaern auf die Nachbarsmagd los. Die beiden Mädchen wären scharf aneinander geraten, wenn sich nicht ein paar Männer dazwischen gestellt hätten. Nun verlangte aber der zweite Verteidiger, daß man die Viesel über das Verhältnis der Meinhartstochter zur Angeklagten sich aussprechen lasse. Und das Ribizmädchen begann wieder mit freischender Stimme:

„Der Zorn kommt von der Heirat, das weiß die ganze Gemeinde. Die Traudl hat sich den Daviter eingebildet, sie ist ihm überall nachgerannt wie ein Hund, und sie hat gemeint, sie muß ihn kriegen. Aber der Daviter hat den Schwarzplenten nicht gemögt und hat die Marialene geheiratet. Da ist die Traudl ganz besessen geworden von Haß und Neid und bösem Willen, und wo sie der Marialene einen Tuck antun oder sie hat giften können, hat sie's getan. Einmal hab ich ihr müssen ein Trumm

Muster von einem neuen Kleiderstoff der Marialene bringen, daß sie früher das gleich schöne Kleid tragen und die Marialene ärgeren kann. Am Kirchtag und zu Ostern und am Blutstag hat sie das silbergraue Kleid angehabt. Der Meinhart, ihr Vater, muß ihr alles kaufen, was sie will, sonst stellt sie das ganze Haus auf den Kopf. Ich hab einmal gehorcht, wie der Meinhart zu seinem Bruder gesagt hat, die Traudl sei ein Gallhasen, ein Igel und ein verschlagener Kopf; das hab ich ganz zufällig gehört, denn das Hörtchen ist nicht mein Brauch. Und etwas sag ich noch einmal: die Marialene ist unschuldig, da laß ich mir den Kopf abreißn. Sie ist immer gut gewesen mit uns Dienstboten, und wir haben sie alle gern gehabt, und wir können unserm Herrn nur danken, daß nicht die Traudl, die schwarze Kake, zu uns als Bäuerin gekommen ist.“

Wieder ging ein braufendes Gelächter an, und das Publikum auf der Galerie klatschte stürmisch Beifall. Die Meinhartstochter war brennrot. Antretend vor But und mit geballten Fäusten stand sie da; aber sie konnte der Viesel nichts anhaben. Ja, sie kam nicht einmal zu Wort, weil der Richter ihr Stillschweigen gebot, bis sie gefragt werde. Es fand nun das Verhör mit den anderen Dienstboten des Daviters statt, die sämtlich von der Marialene nur Gutes bezeugten und das Verbrechen für ausgeschlossen hielten. Auch der Schmied, die Schmiedin und die Burschen, die auf der Schmiedwiese gemächt hatten, erklärten, es sei gar nicht möglich, daß ein Mensch sich so verstellen könne, wie die Marialene beim Tod des Kindes geweint und gejammert habe. Rasch ergriff der erste Verteidiger die Gelegenheit zu einer kurzen Feststellung. Er hob hervor, daß nur eine einzige Belastungszeugin da sei, deren Aussage wegen ihrer feindlichen Gesinnung gegen die Angeklagte fast allen Wert verliere; auch könne sie sich, wenn man das Beste von ihr annehme, getäuscht haben. Einem leidenschaftlichen und voreingenommenen Menschen spielen oft die Sinne einen Pöffen, so daß er etwas sieht, was gar keine Wirklichkeit hat. Alles schaute günstig her für die Marialene, und sowohl sie als auch ihr Gatte atmeten erleichtert auf. Da meldete sich aber die Meinhart-Traudl ungestüm zum Worte und erklärte in scharfem Ton:

„Mir handelt es sich gar nicht darum, die Daviterin hineinzusetzen; aber ich mag auch nicht als eine Lügnerin oder als eine Närrin dastehen. Darum sag ich soviel: Ich bin nicht die einzige Zeugin der schrecklichen Tat; es gibt noch einen Augenzeugen, nämlich den Strudling, das ist der zweite Gemeinderat von Deswalden. Er war am betreffenden Morgen in seiner Mühle droben — einen guten Büchenschuß oberhalb des Angersteiges — und hat vom Mühlenfenster aus gesehen, wie das Kind von der Zigeunerin in den Bach geworfen worden ist. Schnurstracks ist er dann von der Mühle heruntergerannt, um das Kind wenn möglich noch zu retten. Diesseits des Steges

bin ich mit ihm zusammengetroffen und hab ihm gesagt, daß es das Kind vom Daviter ist, und die Daviterin hat es ertränken lassen. Da ist er gleich wieder umgekehrt und hat mir verboten, daß ich von ihm ein Wort red, als wenn er etwas gesehen hätt. Er hab nichts gesehen und wolle nichts gesehen haben. Es sei ihm nichts darum, daß er in die Sache hineingezogen wird, weil er mit seinen eigenen Geschäften zu tun genug hat und nicht noch fremde Scherereien bekommen mag; wenn ich seinen Namen nenne, schlägt er mir alle Knochen entzwei. — Ich hätt auch nichts von ihm gesagt, wenn ich nicht gezwungen wär. Daraus können die Richter auch sehen, daß ich auf die Da-

Gendarmen vorgeführt werden mußte und just im letzten Augenblick erschien er murrend und knurrend vor dem Gericht. Es war ein stämmiger, etwa vierzigjähriger Mann, den man schon hätte nennen können, wenn er nicht eine schiefe Nase und ganz dünne oder fast gar keine Augenbrauen gehabt hätte. Wenn er sprach, schaute er immer von den Menschen weg in irgend einen Winkel, und er konnte es auch nicht ertragen, daß ihm andere ins Gesicht schauten. — Auch vor den Gerichtsschranken sah er niemanden an, sondern starrte durchs Fenster hinaus, als ob draußen etwas Merkwürdiges zu schauen wäre. Nur die Meinhart-Traudl streifte er einmal mit einem giftigen Blick und knirschte halblaut, aber so, daß man es weitlein verstehen konnte.

Ganntagsfrühe.



Ludwig Richter

aviterin nicht gehässig bin, sonst hätt ich's vom Stauding früher schon gesagt."

Diese Erklärung der Hauptzeugin rief große Bewegung hervor. Vielen erschien sie ganz unglaublich, die Angeklagte und ihr Mann schauten sehr zuversichtlich darein. Nun mußte aber die Verhandlung auf Antrag des Staatsanwalts aufgehoben und bis zum Schluß der Session vertagt werden. Unterdessen konnte man den Stauding als Zeugen vorladen und vielleicht auch die alte Zigeunerin ausforschen.

Etlche Tage später fand die Schlussverhandlung im Prozesse der Marialene statt. Die alte Zigeunerin war unerreichbar. Soviel die Nachforschungen ergaben, hatte die Zigeunerbande ihren Weg nach der Schweiz und von dort nach Südfrankreich genommen, wo man nichts gegen sie veranlassen konnte. Aber auch der Stauding war nicht da. Er weigerte sich hartnäckig, als Zeuge aufzutreten, weil er nichts wisse. Es kam soweit, daß er von den

„Du Drehorgel! Du verfluchte Ratschkat! Wart, dir werd ich es noch einmal zeigen, was es heißt, einem Menschen solche Scherereien machen! Glaubst du, ich hab meine Zeit und mein Geld gestohlen, daß ich wie ein Hausierer im Land herumreisen kann. Ich weiß nichts, und ich sag nichts, und ich lach, wenn du selber in den Teig hochst; warum tuft das Maul zu weit auf!"

Die Meinhart-Tochter erwiderte keine Silbe, sondern lächelte nur höhnisch. — Dem Stauding wurde der Eid abgenommen, den er ohne Widerspruch leistete; aber als dann das Verhör mit ihm begann, schaute er immer an dem Richter vorbei und gab auf keine Frage eine Antwort, sondern kniff die Lippen fest zusammen, daß ihm ja kein Laut herauskomme. Der Vorsizende drohte ihm mit einer Gefängnis- und Geldstrafe, wenn er nicht aussage und gab ihm eine halbe Stunde Bedenkzeit. Unterdessen wurden andere Zeugen einvernommen. Ein paar Männer vom Dorf sagten aus, die Marialene wäre eine sehr stolze Frau, und sie hätte es furchtbar hart ertragen, daß ihr Kind so verunstaltet gewesen sei. Sie habe sich des Kindes geschämt und es immer verborgen, damit es kein Mensch sehen solle.

„Nein, nein, nein," rief die Angeklagte jammernd dazwischen, „geschämt hab ich mich nicht mit dem Kind; nur soviel erbarmt hat's mir."

Nun kam die Arzbergerin an die Reihe. Sie gab an, daß die Marialene etliche Tage vor dem Unglück einmal zu ihr gesagt habe, es wär ihr recht, wenn das Kind sterben täte. Bei diesem Wort ging ein jähes Zucken über

das 2
Gattin
vor's
Na
mand
Staud
überl
Bode
den 3
"W
ich 3
nach 3
viel."
"W
den?"
schon
mache
muß
"D
der R
"ll
trohte
"D
Bieh
De
Haare
mals
sagte
"W
ausgag
durfte
etwas
Langf
gendas
um dr
Mahle
spätes
Beiläu
hatte
war se
die B
drunte
Arm l
habe d
ein gr
auf de
blieben
worfen
und an
Drunte
Traudl
sei es,
die Tr
ihr R
werfen
das fü
umgef
den H
schaft
Preis
und vo
und er
wesen
hat. 3
schwöre
Wach

das Antlitz des Daviter, und er schaute seine Gattin fragend an. Diese schlug beide Hände vor's Gesicht und weinte heftig.

Nachdem sämtliche Zeugen verhört waren, wandte sich der Vorsitzende wieder an den Stauding mit der Frage, ob er sich die Sache überlegt habe. Der Gefragte sah trogig zu Boden und pfiff etwas wie ein Lied zwischen den Zähnen. Da fuhr der Richter zornig auf: „Wenn Sie nicht sofort ausagen, diktiere ich Ihnen tausend Gulden Strafe. Das ist nach Ihrer wirtschaftlichen Lage keineswegs zu viel.“

„Was? Tausend Gulden? Tausend Gulden?“ schrie der Stauding. „Ich bin ehedem schon gestraft genug. Hab die weite Reise machen müssen, veräum meine Arbeit und muß mein schönes Geld verzehren.“

„Das wird Ihnen alles vergütet,“ erklärte der Richter.

„Und ich zahl die tausend Gulden nicht!“ trogte der Bauer.

„Dann wird Ihnen ein Grundstück oder ein Vieh versteigert,“ sprach der Richter.

Der Stauding fragte wütend in seinen Haaren, scharrte mit den Füßen, blickte mehrmals unruhig an der Marialene vorbei und sagte dann störrisch:

„Wenn's nicht anders geht, muß ich halt auslagen. Geht tu ich's nicht.“ Aber es bedurfte noch vieler drängender Fragen, um etwas Bestimmtes aus ihm herauszubringen. Bangsam und immerfort stockend teilte er folgendes mit: Er sei an dem Unglückstage schon um drei Uhr früh in die Mühle gegangen, zum Mahlen anzurichten; denn um halb fünf Uhr spätestens sollte er bei der Mäharbeit sein. Beiläufig um dreiviertel auf vier Uhr — er hatte die Mühle noch nicht angefehrt, aber es war schon ganz licht — blickte er zufällig durch die Balken hinaus ins Freie. Da sah er drunten ein Weib mit einem Kind auf dem Arm langsam zum Angersteg herkommen. Er habe das Weib umso weniger erkannt, als es ein großes Tuch um den Kopf hatte. Mitten auf dem Steg sei das Weib plötzlich stehen geblieben und habe das Kind in den Bach geworfen. Er sei dann gleich zur Mühle hinaus und an der rechten Bachseite hinuntergelaufen. Drunten beim Steg sei ihm die Reinhart-Traudl begegnet, und er habe geglaubt, sie sei es, die die Untat begangen habe. Als ihm die Traudl aber mitteilte, die Marialene habe ihr Kind von der Zigeunerin ins Wasser werfen lassen und als er drunten in der Wiese das fürchterliche Geschrei hörte, sei er wieder umgekehrt, weil er gleich fürchtete, er könne in den Handel hineingezogen werden und Zeugenschaft ablegen müssen; das habe er um jeden Preis vermeiden wollen. Von der Zigeunerin und von der Marialene habe er nichts gesehen, und er könne nicht sagen, wer das Weib gewesen ist, die das Kind in den Bach geworfen hat. Nur soviel sei gewiß und könne er beschwören, daß ein Kind von einer Frau in den Bach geworfen wurde. — Das sagte der

Stauding aus, nicht mehr und nicht weniger, und dann wollte er wieder davonrennen; man mußte ihn mit Gewalt zurückhalten.

Im Gerichtssaale herrschte eine wilde Aufregung; droben auf der Galerie wurde laut disputiert, und aller Blicke waren auf die Marialene gerichtet. Sie schaute entsetzt auf den Stauding, schluchzte dann laut auf, brachte aber kein Wort hervor. Nachdem noch ein Mädchen von Auherdorf, das auch als Zeugin berufen war, erklärt hatte, es glaube sich erinnern zu können, daß es die krumme Zigeunerin an dem fraglichen Tage gegen Mittag noch drunten im Gries, wo die Talstraße in die Reichsstraße mündet, gesehen habe, wurde das Beweisverfahren geschlossen.

Nun faßte der Staatsanwalt in längerer Rede alle Beweismomente gegen die Angeklagte zusammen: ihren heißen Wunsch, das Kind los zu werden, ihr Verschweigen der Beziehungen mit der Zigeunerin, ihr Gespräch mit dieser, ihre zwiespältige Angabe über den Zweck ihres Ausfluges am kritischen Morgen, schließlich die erdrückenden Aussagen der Reinharts-Tochter, die sich mit denen des Staudings vollkommen deckten, und auf Grund alles dessen beantragte er den Schuldspruch. Darauf ergriffen die zwei Verteidiger unmittelbar hintereinander das Wort, stießen alles, was der Staatsanwalt vorgebracht hatte, um, führten hundert Dinge an, die für die Unschuld der Marialene zeugten, und richteten schließlich eine ergreifende Bitte an die Geschworenen, die Angeklagte freizusprechen. Die beiden Advokaten hatten überzeugend, glänzend, hinreißend gesprochen, mehrmals wurden sie von jubelndem Beifall unterbrochen, und die wenigsten in Saale zweifelten mehr am Freispruch der Marialene. Diese saß in fiebriger Aufregung da und war bald glührot, bald mauerweiß. Auch dem Daviter klopfte wild das Herz und seine Gedanken wurden wie ein Schifflein im Sturm hin- und hergeworfen von Furcht und Hoffnung.

Die Geschworenen hatten sich zur Beratung zurückgezogen. Als sie nach einer halben Stunde wieder erschienen, war es so still im Saale, daß man hätte eine Nadel fallen hören können. Und nun verkündete einer im lauten, feierlichen Ton, die Angeklagte sei mit acht gegen vier Stimmen des Kindsmordes schuldig gesprochen worden.

„Heiliges Kreuz!“ gelte die Marialene, sank auf den Stuhl zurück und zitterte so schrecklich, daß ihre Finger an der Stuhllehne nur so hüpfen. Ihre goldglänzenden Haare waren in das marmorbleiche Gesicht hereingefallen und ein Krampfwainen erschütterte ihren Körper. Wie sie in ihrer rührenden Hilflosigkeit und in ihrem Wehe dasaß, glich sie förmlich einem Marterbild. — Jetzt ließ sich eine neue Stimme vernehmen, die verkündete, daß die Schuldiggesprochene in Rücksicht auf unterschiedliche Milderungsgründe zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt sei. — Die Marialene riß entsetzt ihre Augen auseinander, ein

furchtbarer Schrei entrang sich ihren Lippen, fast wie in Todesnot schrie sie:

„Gottfried!“

Dann sank sie ohnmächtig vom Stuhl und mußte hinausgetragen werden. — Der Daviter wankte hinter ihr drein. Im ganzen Saal aber ging ein Schluchzen an, das Mitleid mit der armen Frau war allgemein; die Dienstboten vom Daviterhof und viele Leute von Oswalden, die zugegen waren, weinten laut.

Ein schwarzer Vogel fliegt über die Alm.

Was die Zeit nicht zu heilen vermag, das tut uns weher, je länger es dauert. Hievon konnte der Daviter ein Wort reden. Seit der Beurteilung seiner Gattin waren anderthalb Jahre verflossen, und die Wunde in seinem Herzen brannte von Woche zu Woche ärger. Und nicht nur eine, sondern verschiedene Qualen waren es, die ihn marterten. Bald fraß eine zehrende Sehnsucht nach der Marialene an seinem Herzen, bald überfiel ihn ein blutheißes Mitleid, bald drückte das Gefühl der Schande zentnerschwer auf ihn, bald nagte wieder der grimmige Zweifel an seiner Seele. Wohl hatte ihm die Gattin bei Gott und allen Heiligen geschworen, daß sie vollkommen unschuldig sei, und er glaubte es ihr auch; aber oft, wenn er allein war, und namentlich in den langen, schlaflosen Nächten drängten sich ihm all die Verdachtsgründe, all die belastenden Zeugenaussagen wie Gespenster vor den Geist und dann würgte ihn die Angst, daß er glaubte, ersticken zu müssen. Himmel, wenn sie doch schuldig war? Es sprach ja vieles, vieles gegen sie. Nein, nein, er glaubte es nicht, er wollte es nicht glauben. Und zehn Jahre lang sollte die unglückliche arme Marialene im Kerker verbringen! Nein, das überlebte sie nicht, gewiß starb sie früher im Strahaus, und sie kamen in dieser Welt nie mehr zusammen. So oft ihm dieser Gedanke einfiel, hätte er grad aufschreiben mögen vor Zeitlang und Herzwehe. — Aber wenn es gut ging, wenn Marialene das Ende ihrer Strafzeit erlebte, gab es noch ein glückliches Beieinandersein? Folgte ihnen nicht auf Schritt und Tritt die Schande? Würden die Leute nicht mit den Fingern auf ihn zeigen, wenn er sich irgendwo mit ihr sehen ließ? — Die Frau des Daviter eine Zuchthäuserin! Heiliger Gott, die Scham drückte ihn jetzt in Abwesenheit der Gattin schon fast zu Boden. Seit mehr als dreihundert Jahren war der Daviterstamm auf dem Hof, reich an Ansehen und ehrengachtet hatte er immer dagestanden. Ein Bruder seines Großvaters war Kreisauptmann gewesen und ein Bruder des Vaters war als Kanonikus in der Bischofsstadt gestorben. Oft hatte der Better Thaddes in den letzten Monaten gesagt: „Seien wir grad froh, daß dein Better, der Dombherr, nicht mehr lebt, daß ihm diese schreckliche Unehre erpart geblieben ist!“ — Und wie merkwürdig schauten ihn, den Daviter, die Leute an, wenn er irgendwo daherkam! Er

konnte ja nicht helfen, er hatte ja nichts verschuldet. Aber wehe taten ihm diese neugierigen, halb schadenfrohen, halb mit eidigen Blicke, furchtbar wehe. Einmal fiel ihm der Gedanke ein, ob es nicht klug wäre, sich von der Marialene gerichtlich scheiden zu lassen. Doch sofort schlug er sich diesen Gedanken wie eine böse, abscheuliche Versuchung aus dem Kopf. Etwas anderes erwog er häufig und in allem Ernst. Sollte er nicht seinen Hof verkaufen und sich anderswo, mindestens hundert Stunden weit fort, antaufen, wo er mit der Marialene, wenn sie frei wurde und nicht früher starb, unangefochten leben konnte? Ein paarmal war er schon daran, diesen Plan auszuführen, doch stand er immer wieder davon ab, weil er dachte, es sei später auch noch früh genug. Auch hatte er seiner Scham ein ungutes Zugeständnis gemacht. Obwohl er jetzt noch wie früher mit ganzem Herzen und ganzer Seele an der Marialene hing, schränkte er doch seinen Verkehr mit ihr auf das allernotwendigste ein. Zwar wandte er alles, was er nur konnte, für sie auf; er ließ ihr durch einen befreundeten Herrn in J. fortlaufend Ewaren, Dessertessen, Wäsche, warme Winterkleider und alles, was sie nur haben durfte, zukommen; er gab ein großes Geld aus, um ihr etwelche Ausnahmen und Bequemlichkeiten zu verschaffen; aber auf ihre langen, glühenden Briefe erteilte er oft lange Zeit keine Antwort, und sobald er schrieb, waren es nur ein paar wenige, kühlte Zeilen. Da er wußte, daß in der Strafanstalt alle Briefe gelesen werden, fürchtete er, seinem Charakter etwas zu vergeben, wenn er mit der Beurteilten einen allzu lebhaften schriftlichen Verkehr pflege. Nach und nach wurden auch die Briefe der Gattin seltener und kürzer; doch zwischen den Zeilen heraus konnte man jedesmal lesen, wie ihr das Herz blüdete und wie furchtbar wehe ihr die Behandlung durch den Gatten tat. In der letzten Zeit flehte sie öfters in ihren Briefen, er möge sie einmal besuchen, sie hätte etwas Wichtiges mit ihm zu reden. Allein er hatte immer Ausreden. Jedesmal nach einem solchen Briefe ließ er ihr ein namhaftes Geschenk zukommen — er selbst kam nie.

Im Sommer des zweiten Jahres gab es plötzlich eine große Aufregung in Oswalden. Es tauchte nämlich wieder jene Zigeunerbande auf, die damals vor zwei Jahren, als das Daviterkind den Tod gefunden hatte, dagewesen war. Und kaum hatte die Bande sich niedergelassen, als auch schon die alte, hinkende Zigeunerin in den Daviterhof kam und der schönen, weißen, goldenen Frau nachfragte. Dies, der Kibitz, eilte wie auf Flügeln hinüber in die Scheune zum Bauern und teilte ihm schlatternd vor Erregung die Neuigkeit mit. Sofort rief der Daviter zwei Knechte und ging mit ihnen hinab in die Küche, wo er die Zigeunerin in drohendem Ernst zur Rede stellte. Die Hege kannte sich lange Zeit scheinbar nicht aus; als man ihr aber sagte, was geschehen sei und wessen sie bezichtigt werde,

sing f
stuchen
den, f
einen
Schatt
könne
Davite
flärte
raten
drüben
Sonne
von d
Davite
Wort.
Unglück
zweiter
zogen
die He
„Da b
hab de
aus de
greid i
wird n

Je
verpro
wenn
könne,
greid
nerin
bige
nächste
führen,
wurde.
Vorlad
und de
an der
Gattin,
die M
den vo
Ach
sammel
hatte e
frau v
haltend
dachte
bestimm

Ja,
eine al
Vesfrag
erinner
ganz g
war, g
19. Jun
vergesse
weissag
Es wä
wesens;
vorüber
Stück
halten
nerin d
gegeben
aus der
es in d
Frage
das wi

sing sie an, schrecklich zu wünschen und zu fluchen. Dann schwor sie mit aufgereckten Händen, sie habe der schönen, weißen Frau nur einen Rat gegeben, „wie sie den schwarzen Schatten vom Gesicht des Kindes wegbringen könne“. — „Was für einen Rat?“ stürmte der Daviter. Ohne eine Sekunde zu zögern, erklärte die Zigeunerin, daß sie der Frau geraten habe, das Kind im Schwefelbrunnen drüben im Lärchenwald morgens, wenn die Sonne aufgeht, zu waschen und das Gesicht von der Sonne trocknen zu lassen. — Der Daviter stand erschüttert da und sagte kein Wort. Nun forschte die Zigeunerin, wann das Unglück geschehen sei. Die Piesl sagte, am zweiten Tag, nachdem die Zigeuner fortgezogen wären, in aller Früh. Abermals streckte die Hexe alle zehn Finger in die Höhe und rief: „Da bin ich drunten in Balgreid gewesen und hab der Bäckermeisterin zum Tag des Namens aus der Hand Glück gesagt. Von da bis Balgreid ist's zwölf Stunden. Die Frau Bäckerin wird reden, daß ich nicht lüg.“

Jetzt hob der Daviter seinen Kopf und versprach der Zigeunerin ein großes Geld, wenn sie sich dem Gericht stelle und nachweisen könne, daß sie am betreffenden Morgen in Balgreid gewesen sei. Darauf ging die Zigeunerin scheinbar freudig ein. Sie verblieb selbige Nacht im Daviterhaus und ließ sich am nächsten Tag nach Kettenburg zum Gericht führen, wo sie in Gewahrsam genommen wurde. Unterdessen erging eine dringende Vorladung an die Bäckersfrau von Balgreid, und der Daviter telegraphierte nach Innsbruck an den ersten Verteidiger im Prozesse seiner Gattin, daß er sofort herkommen möge. Auch die Meinhard-Tochter und der Stauding wurden vorgeladen.

Nicht Tage später schon konnte die Zusammenkunft bei Gericht stattfinden, und sie hatte ein merkwürdiges Ergebnis. Die Bäckersfrau von Balgreid war anfangs sehr zurückhaltend. Als sie erfuhr, um was es sich handelte, dachte sie gar nicht lange nach, sondern erklärte bestimmt:

„Ja, es sei wahr, vor zwei Jahren habe ich eine alte Zigeunerin aus der Hand wahrgesagt. Befragt, ob sie sich an den Tag und die Stunde erinnern könne, erwiderte sie, das wisse sie ganz genau, weil es an ihrem Namenstage war, am St. Julianentag nämlich, also am 19. Juni. Sie könne den Tag umso weniger vergessen, als das, was ihr die Zigeunerin geweissagt habe, buchstäblich eingetroffen sei. Es wäre zirka um sechs Uhr in der Früh gewesen; denn vorher seien zwei Nachbarkinder vorübergegangen, die ihr zum Namenstag Glück gewünscht und dafür zwei Semmel erhalten hätten, und dann sei schon die Zigeunerin dagewesen und habe durchaus nicht nachgegeben, sie müsse sich am Namenstag ein Glück aus der Hand lesen lassen. Gleich darauf habe es in der Kirche zur Messe geläutet. Auf die Frage des Richters, ob sie nach zwei Jahren das wirklich so bestimmt sagen könne, erklärte

sie, ja, ganz bestimmt, sie erinnere sich an alles noch so genau, wie wenn es gestern gewesen wäre und könne darauf einen Eid ablegen. Nun führte man die Zigeunerin herein. Als die Bäckermeisterin ihrer ansichtig wurde, rief sie laut: „Ja, ja, sie ist's — im Gesicht ist sie's und am krummen Gang — das kann ich auch beschwören!“ Die Zigeunerin aber kreischte: „Ach, das ist die gute, goldene Frau vom Bäckerhaus. Sie kennt mich, und ich kenn sie. Und das Glück wird gekommen sein, das ich ihr vor fünfundzwanzig Monden berichtet hab.“

Der Advokat aus Innsbruck verlangte nun, daß die Bäckermeisterin von Balgreid ihre Aussagen wirklich beeiide, was diese ohne weiteres tat. Sodann wandte sich der Advokat an die Meinhard-Tochter und fragte, was denn sie zu diesen Neuigkeiten sage. Das Mädchen war sehr erregt, beteuerte aber fest, die Zigeunerin sei es gewesen, die von der Marialene das Kind in Empfang genommen und in den Bach geworfen habe. Als man ihr entgegenhielt, daß es sei ein Ding der Unmöglichkeit, denn von Dswalden nach Balgreid brauchte man mit dem schnellsten Pferd mindestens fünf Stunden — Bahn ging in jenem Tale damals noch keine — da gab die Traudl widerhaarig zu, es könne möglich sein, daß sie sich in der Person geirrt habe, sie sei hundert Schritte entfernt gewesen. Aber etwas sei gewiß: die Marialene habe das Kind einer verlumpten Frau gegeben, die es dann in den Almbach warf. Wenn es nicht die Zigeunerin gewesen sei, dann war es eine andere Weibsperson, die der Zigeunerin sogleich sah, daß sie, die Traudl, heute noch schwören würde, es sei die Zigeunerin gewesen und keine andere; sie bestehede auch darauf und lasse es sich nicht abstreiten. — Wilde Vermutungen ausstoßend, fuhr die Zigeunerin auf das Mädchen los, und man mußte dieses vor der rasenden Alten schützen. Nun kam die Reihe an den Stauding, sich zu äußern. Er schaute an allen Anwesenden vorbei in den äußersten Winkel des Saales, so daß seine schiefe Nase noch schief abstand, und schimpfte fürchterlich, daß man ihm keine Ruhe lasse und ihn immer mit der alten Geschichte behellige, die ihn gar nichts angehe. Was er gesehen habe, habe er schon früher gesagt, und er könne heute nichts anderes sagen, als daß ein Kind von einem Weibsmensch in den Almbach geworfen wurde. Wem das Kind gehört habe, und wer die Frauensperson gewesen sei, ob die Zigeunerin oder die Marialene oder ein anderes Weib, das wisse er nicht und sei ihm auch ganz gleich. Er schrie das förmlich dem Richter ins Gesicht, ohne ihn anzusehen, und bebte vor Zorn; auf keine weitere Frage gab er mehr eine Antwort. Es wurde ein Protokoll aufgesetzt und von allen Anwesenden unterschrieben; dann entließ der Richter sämtliche Vorgeladene, auch die Zigeunerin. Diese wartete vor dem Gerichtshaus auf den Daviter und fragte, ob er mit ihr zufrieden sei. Er sagte ja und drückte ihr hundert Gulden in die Hand, wofür

die Zigeunerin in überschwenglicher Weise dankte und ihm prophezeite, vor dem Neumond, also in spätestens drei Wochen, werde er seine Gattin wieder haben. Zwei Tage später brannte beim Meinhart die Scheune nieder und das Wohnhaus konnte nur mit knapper Not gerettet werden; dem Stauding aber verendete das beste Stück Vieh. Daraufhin wurde die Zigeunerbande abgeschafft und von den Gendarmen zum Tale hinausbegleitet.

Was die alte Zigeunerin geweissagt hatte, traf nicht ein. Die zwei Verteidiger der Marialene versuchten zwar alle möglichen Mittel, um das erste Urteil umzustossen und eine Wiederaufnahme (Revision) des Prozesses durchzusetzen, aber alle ihre Anstrengungen waren umsonst. So vergingen wiederum dreiviertel Jahre. Anfangs Mai kam der Daviter in Gesellschaft der Gemeinde Oswalden nach Innsbruck und mußte sich dort mehrere Tage aufhalten. Eines Morgens schritt er in Begleitung zweier Innsbrucker Herren durch die Leopoldstraße nach Bitten hinauf. Da begegnete ihnen ein merkwürdiger Transport. Voraus trabten zwei Gendarmen, denen paarweise etwa zwanzig Frauenzimmer in grauen Sträflingskleidern folgten; neben dem Zuge gingen ein paar Aufseherinnen und hinten drein kamen wieder zwei Gendarmen. Einzelne der weiblichen Sträflinge schauten frech herum und lachten, andere blickten verstohlen zur Seite, die meisten aber schritten gefenktten Hauptes einher und wandten kein Auge auf die Vorübergehenden. — Von den zwei Innsbrucker Herren wußte der eine zu berichten, daß in der weiblichen Strafanstalt in K. ein großer Bauhofen konstatirt worden sei und ein Trakt nicht mehr bewohnt werden könne; darum werde ein Teil der Sträflinge vorläufig in Innsbruck untergebracht, bis der Bau in K. wieder hergestellt sei oder eine andere Unterkunft für die Zuchthäuserinnen sich finde. Dem Daviter glühte der Kopf. Himmel... wenn... wenn... Er wollte nicht mehr auf die Unglücklichen schauen, und doch zog es seinen Blick mit magischer Gewalt immer wieder hin. Plötzlich stockte ihm der Puls. Im vorletzten Paar die linke...

Himmell... Jetzt schaute sie her, riß die Augen weit auseinander und blieb stehen, so daß sie von ihrer Hintermännin vorwärts geschoben werden mußte. Im nächsten Augenblick streckte sie ihre rechte Hand aus und rief herzensheiß: „Gottfried!“

Es drängte ihn, hinzustürzen und nach ihrer Hand zu greifen; aber eine unbefiegbare Scham, namentlich vor seinen zwei Begleitern, hielt ihn zurück. Mit einem todeswehen, bittenden Blick sah ihn die unglückliche Frau an, er aber kehrte sich rasch um und bog links in ein Seitengäßchen; hinter ihm ertönte ein helles, jammervolles Weinen. Als ihn später seine Begleiter fraachten, ob die Frau eine Bekannte gewesen sei, sagte er ja und sonst gar nichts. Er redete überhaupt keine zwanzig Worte mehr und kehrte bald in sein Gasthaus zurück. Dort brütete er viele Stunden lang in seinem Zim-

mer. Ein paarmal stöhnte er: „Marialene! Marialene!“ Wie armlezig hatte sie ausgeschaut, wie rührend hatte sie ihn angeblickt, und er, der Feigling, hatte ihr nicht einmal einen Gruß zugewinkt! Doch so heftige Vorwürfe er sich machte, er brachte es auch jetzt zu keinem Entschluß, seine Gattin aufzusuchen und mit ihr zu sprechen, sondern er reiste am Abend desselben Tages wieder heim nach Oswalden, ohne die Frau noch einmal gesehen zu haben.

Aber er hatte keine Ruhe mehr. Ueberall verfolgte ihn das rührende Bild seiner Gattin, ihr abgehärmtes Antlitz, ihr bittender Blick, ihr todwehes Weinen. Wenn sie unschuldig war, lag in seinem Benehmen ja ein förmliches Unrecht. Und selbst wenn sie schuldig war, durfte er sie nicht so verhärmen lassen wie die ärmste arme Seele. Er ging ungeschlüssig im Hofe aus und ein, sprach mit niemanden und schlief wenig; sein eigenes Haus erschien ihm wie ein Kerker. Mitte Juni fuhr er mit dem Vieh in die Spitalm und blieb viele Woche droben. Nur Sonntags zur Frühmesse kam er herunter und eilte dann gleich wieder hinauf. Er kam droben bloß mit dem Senner und ein paar Hirten zusammen, und das taugte ihm, weil er nichts zu reden brauchte und seinen Gedanken nachhängen konnte. Ueber der Alm stand ein herrlicher Bergkranz: links oben das Jimjoch mit seiner weißen Kuppe, dann im Halbkreis herum der Mahder, das Fenster, die Pole, der Zeiger und das Gamsrastl. Fast jeden Tag stieg der Daviter auf einen dieser Berge und schaute weit hinaus ins Land, meistens in der Richtung gegen Innsbruck. Auf der Pole und am Zeiger wuchs prächtiges Edelweiß. Er pfiffte nur ab und zu einen der schönsten Sterne, betrachtete ihn lange Zeit und dachte an Marialene. Sie war sein kostbarstes Edelweiß gewesen und mußte nun verwelken, verderben und sterben. Wenn er so dachte, rannen ihm die hellen Zähren über die Wangen. Er küßte dann die weiße Blume, die ihn so lebhaft an seine Gattin erinnerte, und steckte sie an den Hut. Oft klang ihm das schöne Lied in den Ohren, das die Marialene gesungen:

Wer nennt mir jene Blume, die allein,
Auf steiler Alm, erblüht im Sonnenschein,
Die schönste Blume unsrer Alpenwelt,
Hoch droben einsam wächst vom Schnee erbebt?

Der Hirtenknabe auf den Alpenböden,
Wenn du ihn fragst, wird froh er dir's gestehn:
Es ist der Blumen schönste dieses Reis,
Die Alpenkönigin heißt Edelweiß.

Ja, rein und schön und stolz wie eine Königin war sie gewesen, die Marialene, und nun ging all ihre Hoheit und Zier zu Schanden. Dieser Gedanke quälte den Daviter am stärksten und brachte ihn oft halb zur Verzweiflung.

Nach einem nassen Juni kam ein heißer Sommer. Ein Tag war klarer und heller als der andere. Am Morgen standen die Berge in blendendem Gold und abends verglühten sie in einem Rosenfeuerwerk. Ein strahlender, seidenweicher, tiefblauer Himmel spannte sich über das Almthal und durch das Blau schaufelten

gleich
daß ma
und m
hohen
Spinne
und d
feiner
Bieh
Den D
Lust n
brütete
hin.

Am
Portium
vom I
ten auf
mit i
jauchzte
herunte
jauchzte
zu ihm
mittags
immer
darob
sagte d
worte i
der droh
merfort
scheinlic
ten nod
ein W
der D
horchte,
hin
hohlen
tiefer
tümmer
darum.
abends
liches

Die ga
ein bra
sel, mi
das Wi
ligen, f
nerschlä
lende, t
fast nie
engen Z
die B
zu w
Rüßeln
Wasserf
etliche
hagel a
mühle i
Stunde
ein; Ste
strahlte
Berge st
rade au
funkelnd
Weiden.
gelassen,
und beri
lange üb

gleich Schiffelein die weißen Wolken, so nahe, daß man glaubte, sie mit der Hand erreichen und mit ihnen fahren zu können. Auf den hohen Berggipfeln droben, meinte man, die Spinnen hin- und herlaufen zu sehen, so klar und durchsichtig war die Luft. Ein würziger, feiner Wohlgeruch wehte über die Höhen, das Vieh hüpfte und tollte vor Lust und Uebermut. Den Daviter aber stimmte all die Pracht und Lust nur traurig; immer brütete er düster vor sich hin.

Am Montag in der Portiunkulawoche stiegen vom Nachbartal Studenten auf die Pöle, winkten mit ihren Hüten und jauchzten in die Spickalm herunter. Und von unten jauchzte der Daviter-Hirt zu ihnen hinauf. Nachmittags jauchzte der Hirt immer noch. Vom Daviter darob zur Rede gestellt, sagte der Bub, er antwortete nur einem andern, der droben im Gewent immerfort jauchzte. Wahrscheinlich seien die Studenten noch da, sonst wäre es ein Wurzgenger. Wie der Daviter aufmerksam horchte, vernahm er auch hin und wieder einen hohlen Laut, der wie ein tiefer Jauchzer klang. Er kümmerte sich nicht weiter darum. Gegen zehn Uhr abends brach ein fürchterliches Hochgewitter los. Die ganze Spickalm war ein brodelnder Wolfenkefessel, minutenlang flammte das Wildfeuer, die unzähligen, schmetternden Donnererschläge und das heulende, tosende Echo hatten fast nicht Platz in dem engen Almtal und schienen die Berggipfel sprengen zu wollen; wie aus Rübeln plätscherte die Wasserflut hernieder und etliche Male prasselte der Hagel auf dem Hüttendach, als ob eine Steinmühle im Gang wäre. So tobte das Wetter eine Stunde lang fort, dann trat fast plötzlich Ruhe ein; Sternlein bligten auf, und am Morgen strahlte wieder ein glasreiner Himmel. Die Berge standen so spiegelblank da, als ob sie gerade aus dem Bad gestiegen wären und ein funkelndes Smaragdgrün prangte auf den Weiden. — Kaum hatte man das Vieh ausgelassen, stürmte der Hirt in die Sennhütte und berichtete, ein ungeheurer, schwarzer Vogel tanzte über dem Gewent, und man höre wieder

daselbe Jauchzen wie gestern. Das Gewent war ein überaus steiler, fast senkrechter Grashang unter der Pöle; mitten durchs Gewent führte die sogenannte Raakenleiter, ein Felserriff, das von den Gemsenjägern als Steig benützt wurde, zum Gamstrastl hinauf. Durch die Meldung des Hirten etwas neugierig gemacht, traten der Daviter und der Sennner vor die Hütte und sahen einen großen Adler, dessen

Gloria in excelsis Deo et in terra pax.



Schwingen wohl an anderthalb Klafter maßen, über dem Gewent kreisen. Bismweilen stieß er jäh gegen einen Felsknoten am Fuße des Gewentes herab, dann ertönte jedesmal ein greller Schrei, und der Vogel schoß wieder in die Höhe.

„Hörcht, hörcht, da jauchzt es wieder!“ rief der Hirt.

„Das ist kein Jauchzen, das ist ein Notruf“, sagte der Daviter ernst. „Ich glaub, es ist ein halbtotes Wild oder gar ein verunglückter Mensch, dem nun der Geier böß zusetzt. Man

muß hinaufgehen zu schauen und, wenn's notwendig ist, helfen!"

Sofort rannte er in die Kammer, nahm seine Kugelbüchse und stieg, so schnell er konnte, den Berghang empor. Je weiter er hinaufkam, desto deutlicher hörte er die greslen, jammernenden Schreie. Er gab aus weiter Entfernung einen Schuß gegen den Adler ab; da stieg der Raubvogel pfeilschnell in die Höhe und glitt in weitem Bogen über das Gamsraß hinüber ins andere Tal. Nach dreiviertelstündigem Klettern erreichte der Daviter den Fuß des Gewenkes, und dort bot sich seinen Augen ein graufiger Anblick. Zwischen zwei Steinblöcken eingeklemmt lag ein Mann, das Gesicht und die Kleider voll Blut, die Augen weit hervorgequollen und die Lippen ganz blau. Sein rechter Arm war gebrochen und hing in verrenkter Stellung zur Seite hinab. Nachdem der Daviter den ersten Schauer überwunden hatte, trat er näher und erkannte zu seiner Ueberraschung in dem Unglücklichen den Stauding von Oswalden. Dieser schrie aber entsetzt auf:

„Daviter, Gottfried! Gnade! Erbarmung! Tu mich nicht erschießen! Schenk mir grad das Leben, bis ich gebeichtet hab! Ich sterbe ehe bald. Nicht erschießen — ich bitt dich!“

„Was fällt dir ein?“ sagte der Daviter rauh; „ich hab keinen Grund, dich zu erschießen, und auf einen Menschen schieß ich überhaupt nie; aber helfen will ich dir. Wie bist denn in die Lag gekommen?“

„Ach, ich, ich“, keuchte der Berunglückte noch immer in fürchterlicher Aufregung, „ich bin Wurzen-graben gängen und wollte über die Kägenleiter hinüber in die Zunteralm; da bin ich ausgeschlüpft und heruntergeschossen wie ein Prügel. Jetzt bin ich schon Tag und Nacht da und weiß nicht, was ich alles gebrochen hab, weh tut mir alles — ooh.“

„Warum hast denn nicht lauter geschrien, daß man früher heraufgekommen wär?“ fragte der Daviter.

„Ich hab immer geschrien, soviel ich herausgebracht hab“, entgegnete in abgebrochenen Sätzen der Stauding, „aber kein Mensch war da zu erschreien; nur der... der... der Teufel hat mir alleweil zugejauchzt... Und in der Nacht ist er mit dem schrecklichen Wetter dahergefahren... vor mir hat er eingeschlagen, der Blitz, grad da vor mir, die Haut hat er mir verbrennt... auh, ich hab gemeint, ich bin schon in der Hölle... Später hat mich der Frost gebeutel. Ich bin ganz nah, und in der linken Seite sticht mich furchtbar... heute ist der Teufel wieder dagewesen, der schreckliche schwarze Unform!... Zehnmal hat er mich wollen packen, grad eben ist er übers Gamsraß davongefahren.“

„Stauding, sei gescheit, das war kein Teufel, sondern ein großer Geier, ein Adler!“ beruhigte ihn der Daviter. „Ich hab daraufgeschossen.“

„Du? du? du?“ ächzte der Schwerverletzte, ohne den Daviter anzublicken; „du bist so gut

... heb mich ein bißchen auf, ich lieg furchtbar hart.“

Als der Daviter ihn zu heben versuchte, schrie der andere gräßlich:

„Wehe, wehe, wehe!“ — Dann ließ er den Kopf sinken, wurde ganz bleich und begann schwer zu röcheln. Der Daviter glaubte nichts anderes, als er sei schon am Sterben und betete ihm vor:

„Mein Gott, alle begangenen Sünden sind mir vom Herzen leid, weil ich dich, das höchste und vollkommenste Gut beleidiget habe. Mein Jesus, Barmherzigkeit! Mein Gott, verzeih mir alle meine Sünden!“

Da schlug der Abgestürzte wieder die Augen auf und heulte verzweifelt:

„Gott verzeih mir nicht, er kann mir nicht verzeihen... Es ist zu spät... Mich hat schon der Teufel!“

„Um Gotteswillen, red doch nicht so“, mahnte der Daviter; „Gott verzeiht dem größten Sünder im Sterben, wenn er ihn darum bittet.“

„Nein, nein... Zuerst müssen mir die Menschen verzeihen, sonst kann Gott nicht verzeihen... Ich muß sterben und... ooh... Daviter, Gottfried, wenn du verzeihen könntest!... Nein, es ist unmöglich!“

Dem Daviter begann ein Ahnung zu dämmern. Er zitterte heftig, und erst nach einer Weile sprach er scheinbar ruhig:

„Sag grad, was ich dir verzeihen soll. Und wenn's das Aergste ist, ich verzeih dir!“

„Ich... ich... ich“, stöhnte der andere; aber er brachte das, was er sagen wollte, nicht hervor. Und wiederum setzte er an und würgte endlich die Worte heraus: „Ich hab die Marialene so erschreckt... ich hab gerufen, daß dich der Blitz erschlagen hat — das bin ich gewesen... aus Zorn hab ich's getan... Ooh, und heute Nacht war der Blitz da bei mir... er hat mich gesengt... Gott straft!... Gott straft!“

„Um der Liebe Gottes willen verzeih ich dir“, sagte der Daviter nach einem heftigen Kampf mit sich selber.

Aber der Schwerverletzte wurde nicht ruhig, sondern stöhnte und ächzte noch gräßlicher — und dann würgte er die Sätze hervor:

„Ich habe falsches Zeugnis gegeben... Die Marialene ist unschuldig... Gott hat mich gestraft — die rechte Hand hat er mir abgebrochen — mit der hab ich geschworen.“

„Heiliges Kreuz!“ schrie der Daviter; „ich hab mir's gedacht.“

„Die Traubl hat auch falsch geschworen, sie hat die Schuld... Nein, ich... Ich hab sie verführt... Du kannst mir nicht verzeihen... Du kannst nicht!“ heute der Stauding.

Der Daviter biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, er ballte die Fäuste und tat sie wieder auseinander, Blässe und Röte wechselten auf seinem Antlitz. Nach langer Zeit sagte er endlich:

„Gott möge dir verzeihen, wie ich dir verzeihe... Aber du mußt eingestehen, du mußt

deine

nen, e

M

kletter

hinauf

einer

die

und j

hinab

aber

eine

Zwei

hirter

Zeich

stieg

zog s

dem

komm

Wasse

Eine

Alm

wein

einen

er etu

des D

Senne

szend

haß g

heirat

habe e

lich m

immer

etwas

tönn

Mühl

Mühle

sach a

dem

gesehe

herübe

fest da

gerade

den S

und m

über i

gefalle

und h

Später

Zu se

Weinb

es wa

sei mi

habe e

Maria

hört, r

überge

stert n

komme

trunfer

über d

nerin

keine

mensch

verleite

Kind i

Zigeun

deine Schuld auch vor andern Menschen bekennen, ehevor du stirbst."

Als der Verunglückte zustimmend nickte, kletterte der Daviter auf einen Felsvorsprung hinauf und schrie, indem er mit beiden Händen einen Schalltrichter vor dem Munde bildete, in die Alm hinunter, daß ein Mensch abgestürzt und schwer verletzt sei. Sie möchten ins Dorf hinablaufen und einen Weifflichten holen — aber schnell, schnell, schnell! Auch Tücher und eine Tragbahre möchten sie herausbringen. Zwei Minuten später sah er schon, wie der Hirtenbube durchs Almtal hinausrannte, ein Zeichen, daß man ihn verstanden hatte. Nun stieg er wieder zu dem Verunglückten hinab, zog seinen eigenen Rock aus und schob ihn dem Stauding unter den Rücken, daß er kommoder liege, dann holte er in seinem Hut Wasser, das der Abgestürzte mit Bier trank. Eine Stunde später kam der Senner von der Alm herauf. Er hatte eine Flasche Brannwein bei sich. Nachdem der Stauding zweimal einen Schluck davon genommen hatte, wurde er etwas kräftiger und frischer. Auf Drängen des Daviter erzählte er nun in Gegenwart des Senners, langsam und immer wieder aussetzend, folgendes: Er habe einen tödlichen Haß gehabt auf die Marialene, weil sie seine Heiratswerbung abgewiesen habe. Anmerken habe er sich nichts lassen, ja, er sei zuckerfreundlich mit ihr gewesen, aber gedacht habe er sich immer, der Marialene tut er noch einmal etwas an, daß sie ihr Lebtag daran blasen könne. An jenem Tage, wo das Unglück im Mühlthal geschah, sei er in aller Frühe zur Mühle gegangen mit einem schweren Roggen sack auf der Achsel. Etwa vierzig Schritte hinter dem Angersteg habe er gerastet, da hätte er gesehen, wie die Marialene unten zum Steg herüberkam. Sie habe mit dem rechten Arm fest das Kind gehalten und den linken habe sie gerade ausgestreckt, während sie vorsichtig über den Steg ging. Auf einmal sei sie ausgeglitten und mit einem furchtbaren Jammergeschrei kopfüber ins Wasser gestürzt. Ihm habe die Sach gefallen, drum wäre er ruhig sitzen geblieben und habe zugeschaut, was weiter geschehe. Später sei er dann zum Steg herabgegangen. Zu seiner Verwunderung sei plötzlich die Meinhard-Traudl dagewesen und habe gesagt, es wäre ein Unglück geschehen, die Marialene sei mit dem Kind in den Bach gefallen, sie habe es gesehen. Gleich darauf habe man die Marialene wiederum gräßlich jammern gehört, und die Traudl sei über den Steg hinübergewandert nachzuschauen, was weiter passiert war. Nach kurzer Zeit sei sie zurückgekommen und habe erzählt, das Kind wäre ertrunken. Sie hätten dann lange miteinander über die Sache geredet, auch über die Zigeunerin habe die Traudl gesprochen; es sei aber keine Zigeunerin und kein anderes Weibsmensch dagewesen. Zuletzt habe er die Traudl verleitet, sie soll sagen, daß die Marialene das Kind in den Bach geworfen oder von der Zigeunerin habe hineinwerfen lassen. Die

Traudl wär gleich einverstanden gewesen, und er habe ihr versprochen, für die Sach Zeugenschaft abzugeben, aber nur wenn's notwendig ist, sonst nicht. Nun habe aber die Traudl noch viele Wochen gewartet mit der Aussag und sei dreimal zu ihm gekommen fragen, ob er ihr wohl Zeugenschaft ablege, und er habe gesagt, ja, wenn's sein muß. Vor dem Schwören habe er eine große Angst gehabt, weil er gefürchtet hab, es treffe ihn der Schlag und es hole ihn der Teufel; darum hätte er die ganze Verantwortung gern der Traudl zugeschoben und nicht wollen zum Gericht kommen. Aber die Traudl habe ihm schon früher einmal gedroht, wenn er nicht Zeugenschaft leiste, sage sie alles, und er sitze noch tiefer hinein wie sie selber. So wäre er schließlich gezwungen gewesen, das falsche Zeugnis abzugeben.

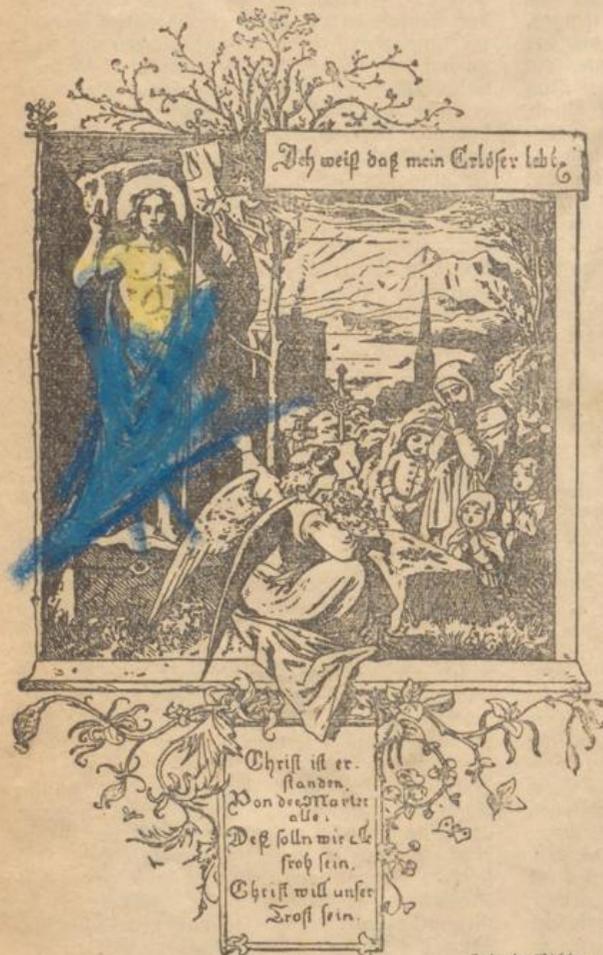
In furchtbarer Aufregung hatte der Daviter zugehört und er hatte sich förmlich Gewalt antun müssen, daß ihm kein Vorwurf und kein Zorneswort entschlüpfte. Der Senner brummte öfters in seinen Bart: „Mein Gott, mein Gott, gibt's schlechte Leut; die arme Marialene!“

Es vergingen nun ein paar lange, harte Stunden. Der Verunglückte klagte bitter über Seitenstechen, öfters hustete er, und das Blut quoll ihm über die Lippen; dann wurde er so schwach, daß die anderen beiden jedesmal glaubten, er sei am Sterben. Der Daviter betete ihm dann eine Reue und ein Leid vor. Doch sobald er anfang zu beten, riß der Stauding die Augen auf und schrie: „Jetzt kommt er! Da ist er schon! Er will meine Seele! Helfst, helfst mir, jagt ihn fort!“ So oder ähnlich. — Gegen zwölf Uhr mittags endlich sah man Leute durch die Alm hereingehen. Und eine Stunde später kamen sie herauf ins Gewenk. Es waren der Pfarrer, der Mesner und zwei Knechte vom Unterholzbauer. Sofort machte sich der Pfarrer daran, dem Verunglückten die Sterbesakramente zu spenden. Nachdem er ihm die Beichte abgenommen hatte, was ziemlich lange dauerte, salbte er ihn gleich mit dem heiligen Oele. Er ließ dann die Männer alle herantreten, und der Stauding bekannte in ihrer Gegenwart endlich sein falsches Zeugnis und was er sonst gegen die Marialene verbrochen hatte. Dabei sah er niemanden an, sondern schielte immer seitwärts über die Berge. Die Männer standen erschüttert da, dem Daviter aber jubelte das Herz.

Mit großer Mühe und unter gräßlichem Wehegejammer des Schwerverletzten hoben sie diesen dann auf eine Art Tragbahre, die aus zwei Stangen und einem Tuch hergestellt worden war, und trugen ihn unter ungeheuren Schwierigkeiten hinab in die Sennhütte des Daviter. Drei-, viermal glaubte man, er sterbe auf dem Wege. Nach des Pfarrers Meinung hatte er außer den schweren Verletzungen sich in der Nacht auch eine Lungenentzündung zugezogen. Man brachte ihn lebend in die Alm, und der Pfarrer eilte gleich ins Dorf hinab,

um die heilige Kommunion heraufzutragen. Aber er kam damit zu spät; der Verunglückte starb schon um fünf Uhr nachmittags.

Am nächsten Morgen fuhr der Daviter mit seinem Landwägelchen in Begleitung des Pfarrers und des Mesners zum Gericht, und nachmittags schon kamen zwei Gendarmen nach Oswalden, um die Meinhart-Tochter abzuführen. Aber die Traudl war verschwunden



Ludwig Richter

und konnte trotz aller Nachforschungen nicht ausfindig gemacht werden.

Man entdeckte weder jetzt noch später irgend eine Spur und hörte auch nie mehr etwas von ihr.

In Oswalden hatte sich die Kunde von den Enthüllungen des Staudings wie ein Lauffeuer verbreitet. Es wollten nun alle Leute schon von Anfang an geglaubt und gesagt haben, daß die Marialene unschuldig sei. Jedenfalls war das Mitleid mit der armen Frau nun allgemein und aufrichtig.

A Blümal und a Herz hat unser Herrgott geben.

Die Marialene schritt in dem engen, von hohen Mauern umgebenen Garten der Strafanstalt in K., wohin sie von Innsbruck wieder gebracht worden war, langsam auf und nieder. In ihr früher so pfirsichrundes Antlitz, um die schwellenden Lippen und auf die marmorglatte, reine Stirne hatte das Leid eine Unmenge ganz kleiner Linien und Fältchen gezeichnet. Sie ging nicht mehr so hoch aufgerichtet, sondern etwas gebückt, ihr goldglänzendes Haar erschien durch die vielen silberweißen Fäden gespreizelt. Weit über die Jahre gealtert, hatte sie ihre frühe Jugendlichkeit verloren, aber schön war sie immer noch. Ihre Schönheit hatte aber etwas Leidvolles, Rührendes. Da die Marialene ganz anders war als die übrigen Sträflinge, allen Anordnungen willig gehorchte und sich nie etwas zuschulden kommen ließ, hatte sie die Vergünstigung erhalten, fast den ganzen Tag im Garten zubringen zu dürfen. Dort konnte sie ungestört ihren traurigen Gedanken nachhängen und stille beten.

Früher hatte sie viel geweint; jetzt flossen aber ihre Tränen spärlicher. Sie trug das Leid jetzt äußerlich mit starker Fassung, umso tiefer und grimmiger bohrte es sich in ihre Seele.

Am heutigen Tage aber drängte der Schmerz wieder einmal mit aller Wucht nach außen. Sie lehnte ihren Kopf an die raue Mauer und begann jammervoll zu schlichzen. Da trat von rückwärts eine Aufseherin zu ihr und sagte, sie möge schnell ins Besuchszimmer kommen, es warte jemand auf sie. Rasch wischte sich die unglückliche Frau die Tränen aus dem Gesicht und fragte, wer denn der Besuch sei; doch die Aufseherin konnte oder wollte keine Auskunft erteilen. Zitternd teils vor Spannung, teils vor Schen, eilte die Marialene über den Gang. Die Aufseherin öffnete die Tür des Besuchszimmers, schob die Frau hinein und schloß wieder hinter ihr. Da trat aus einer Fensternische ein Mann hervor. Sie schauten sich beide eine, zwei Sekunden lang an; der Mann tat seine Arme weit auseinander, aber die Marialene schlug beide Hände vor Gesicht und weinte herzbrechend. Da faßte er mit seinen Händen ihre Rechte, zog sie vom Gesicht und drückte auf ihre Hand mehrere Küsse, indem er innig rief:

„Du liebe, arme, gute Marialene!“

„Gotfried mein lieber Mann,“ sagte sie schuchzend, „vergelt dir's der liebe Gott, daß

du ei
Seele
Nacht
er,
weißt
Grab
die g
wiß n
zu sch
brauch
nur
hund
zu di
Hände
mich!
er fest
da.
wir fo
beinak
strahle
komme
die di
einbek
walder
Kanz
in der
die Fr
zu we
Maria
sie sch
mir fa
getrau
D
U
mich
kann d
gehabt
zeihen
... ur
S
in die
Ein bi
ich ha
haft m
der lie
Sie
einen
sie sich
nebene
zählte
Tage;
unglück
Meinh

du einmal gekommen bist. Wie eine arme Seele hab ich auf dich gewartet. Tag und Nacht hab ich von dir geträumt.“

„Du mußt mir verzeihen, Marialene,“ bat er, „daß ich ...“

Aber sie fiel ihm ins Wort:

„Zu verzeihen hab ich dir gar nichts. Du weißt ja, was sich schiedt und was recht ist. Grad danken muß ich dir, daß du mir einmal die große Freud gemacht hast. Ich sag's gewiß niemanden, wer du bist, daß du dich nicht zu schämen brauchst wegen mir.“

„Marialene!“ schrie er. „Wegen deiner brauch ich mich nicht zu schämen, sondern einzig nur wegen meiner. Aber ich mach's gut, hundertfach mach ich's gut, daß ich so schlecht zu dir gewesen bin. Ich will dich auf den Händen tragen und dich doppelt lieb haben.“

„Welt, du kommst jetzt öfter? O, das freut mich!“ rief sie.

„Nein, ich komme nie mehr daher,“ sagte er fest, „und auch du bist heute das letztemal da. Draußen wartet schon mein Wagen und wir fahren jetzt zusammen nach Hause.“

„Gottfried, was redest denn da?“ tat sie beinahe erschrockt.

„Heim ... heute noch!“ rief er mit glückstrahlenden Augen; „es ist an den Tag gekommen, daß du unschuldig bist. Diejenigen, die dich verleumdet haben, haben es selber einbekannt. Am Sonntag ist es schon in Dswalden und in der Nachbarschaft auf allen Kanzeln verkündet worden, und heute steht es in den Zeitungen.“

„Jesus, Maria und Josef!“ schrie gellend die Frau, dann begann sie wieder trampfhast zu weinen.

„Freut's dich nicht? Ja, was hast denn, Marialene?“ fragte er.

„O wohl, wohl, es freut mich,“ erwiderte sie schluchzend; „die Freud ist so groß, daß sie mir fast wehe tut. Ich hab mir nicht zu hoffen getraut, daß diese Freud noch einmal kommt.“

„Du arme Marialene!“

„Und du? Du, Gottfried? Kannst du mich noch ein bißchen gern haben?“

„Biel lieber als früher hab ich dich. Ich kann dir gar nicht sagen, was ich für ein Wehe gehabt hab um dich. — Du mußt mir verzeihen, Marialene, daß ich nie gekommen bin ... und dazumal in Innsbruck ...“

„Sei still, sei still, Gottfried!“ fiel sie ihm in die Rede; „ich begreif das alles gut ... Ein bißchen wehe geian hat's mir wohl, aber ich hab dir's nicht für übel gehabt ... Du hast mir so viel Gutes erwiesen. Vergelt dir's der liebe Gott!“

Sie ergriff rasch seine Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Dann umarmten sie sich beide, und auch der starke Mann konnte sich der Tränen nicht erwehren. Nachdem sie nebeneinander Platz genommen hatten, erzählte er ausführlich die Ereignisse der letzten Tage; wie der Stauding auf der Alm verunglückt sei und alles einbekannt habe, wie die Meinhart-Traubel spurlos verschwunden sei,

wie das Strafurteil gegen sie, die Marialene, vom Landesgericht umgestoßen wurde und ihr eine glänzende Rechtfertigung zuteil geworden. Auch von der Zigeunerin berichtete er, die so tapfer für sie eingestanden wäre.

Die Marialene hörte mit gefalteten Händen zu. Als er geredet, sagte sie inbrünstig:

„Dant dir, unser lieber Herr! Dant dir, unser lieber Herr! Dant dir, unser lieber Herr! Dant dir, unser lieber Herr! Ich verzeih allen, die mich in das Elend gebracht haben. Es ist eine schwere Prüfung gewesen, aber ich werd's wohl verdient haben.“

„Du, du, du hast's gewiß nicht verdient,“ rief er, „du bist ja rein wie ein Engel.“

„Nicht, nicht,“ wehrte sie, „ich hab den Kopf viel zu hoch getragen und hab nur immer geschaut, wie ich über andere hinauswachsen kann. Da hat mich unser Herr klein gemacht, recht klein. Jetzt will ich klein bleiben und nur unserem Herrn und dir dienen, solange ich leb.“

„Und ich tu alles, daß du noch glücklicher wirst, als du vor dem großen Unglück gewesen bist,“ versprach er; „du sollst wieder rote Wangen und glänzende Augen kriegen.“

„Welt, ich bin alt geworden?“ fragte sie beinahe erschrocken.

„Nein, nein,“ entgegnete er. „Die paar Silberhärchen auf deinem Kopf haben nichts zu bedeuten. Jetzt bist erst mein richtiges Edelweiß. Es ist ein furchtbares Wetter über dich gegangen, und du bist noch schöner und edler geworden. Kannst mir's glauben, daß ich dich jetzt noch lieber hab als früher.“

Sie drückten einander warm die Hand. Dann sagte er:

„Jetzt mußt dich umkleiden, Marialene. Ich hab dir dein hellblaues Festtagskleid mitgebracht und die goldene Kette. Wir reisen dann gleich nach Hause; dort warten sie alle schon hart auf dich, und es soll hoch hergehen, wenn du kommst ... Richtig, ich soll nichts verraten. Aber soviel darf ich wohl sagen, daß es einen feierlichen Empfang abgibt.“

„Um Gotteswillen nicht,“ rief sie erschrocken. „Ich will ganz still einziehen in das liebe Haus, nach dem ich mich so gesehnt hab. Und die hoffärtige Kleiderpracht leg ich nimmer an.“

„Aber, Marialene, in dem Gewand da kannst doch nicht gehen.“

„Ich leg das schwarze Kleid an, das ich hergebracht hab. Beim Gericht hab ich's angehabt.“

„Nein, nein, nein,“ widersprach er, „in jenem Gewand kann ich dich nicht sehen. Es tät mich ja immer an die schrecklichen Stunden erinnern, die wir durchgemacht haben.“

„In Gottesnamen, dann will ich das hellblaue anziehen, dir zulieb, ganz nur dir zulieb. Du mußt mir dafür etwas anderes versprechen, nämlich, daß wir ganz in der Stille heimkehren, zu einer Zeit, wo uns niemand sieht.“

„Wenn du es so haben willst, natürlich — natürlich! Ich tu jetzt alles, was dein Wunsch ist, mußt mir's nur immer sagen.“

Sie gingen miteinander hinaus und wurden in einen Saal geführt, wo die Vorsteherung des Hauses und ein Herr vom Oberlandesgericht auf sie wartete.

Der Beamte entriegelte ein großes Schreiben und las mit feierlicher Stimme, daß das Oberlandesgericht die unumstößlichsten Beweise von der Unschuld der Marialene erhalten und das Urteil des Schwurgerichts aufgehoben habe. Es spreche auch der unschuldig Verurteilten sein tiefstes Bedauern aus und werde alles veranlassen, daß ihre Ehre wieder vollkommen hergestellt werde. Eine dreimalige Veröffentlichung des ganzen Sachverhaltes in allen Zeitungen sei bereits angeordnet worden, und wenn die Marialene einen Wunsch habe, möge sie ihn äußern. Sie sprach aber kein Wort, sondern saß zusammengekauert da und weinte still in sich hinein. Erst nach einer Weile sagte sie, daß es ihr am liebsten wäre, wenn man von der Sache nicht mehr rede und kein Wesen davon mache. Nachdem der feierliche Akt geschlossen war, wurde sie in ein anderes Zimmer gebracht, wo sie sich umkleiden konnte. Eine Viertelstunde später kam sie in ihrem hellblauen Festtagsgewand daher. Es war ihr viel zu weit, und sie mußte bald lachen, bald weinen, wie sie nicht mehr so recht darin auszuschnreiten vermochte. Ihr Mann versicherte aber, daß es sie wunderbar kleide und daß sie nun wieder ganz die alte Marialene sei.

Am selben Nachmittag schon fuhren die zwei Wiedervereinigten mit dem Eilzug nach Innsbruck, wo sie sich einen Tag aufhielten. Der Daviter telegraphierte nach Hause, daß sie am folgenden Tage heimkommen würden. Diese Nachricht brachte nun Bewegung ins Daviterhaus. Rasch wurden Taggewinde und Kränze gebunden, von der Kirche herab trug man zwei Pöller, der Hirt brachte von der Hochalm einen ungeheuren Buschen Edelweiß, in der Küche wurde gebaden und gebraten, als ob eine Hochzeit bevorstünde. Sollte doch ein festtägliches Mahl stattfinden, zu dem der Better Thaddes schon die nächsten Freunde und Nachbarn eingeladen hatte. In den ersten Nachmittagsstunden des andern Tages waren die Vorbereitungen vollendet. Ueber dem Gartentor stand eine Triumphpforte, um die Haustür und den Söller entlang zogen sich schöne Blättergirlanden, die hin und hin mit Edelweiß bestückt waren, auf dem Dachgiebel flatterten zwei Fahnen und hinter dem Haus im Birkenwäldchen stieg ein blauer Rauch kerzengerad in die Höhe. Dort hatten die Knechte ein Feuerlein gemacht, an dem sie die Pöllerlunte anglühten. Der alte Thaddes ging wie ein Feldherr im Hofe aus und ein, musternd, ob seine Anordnungen pünktlich durchgeführt würden. Er trug seinen ganzen Festtagsstaat und schien heute wieder jung geworden zu sein, so blühend schaute er aus. Zum Teil mochte das wohl davon herkommen, daß er ab und zu ein Schnäpschen hinter die Binde goß, um sich bei Stimmung zu erhalten. Auch Biesl, der Ribiz, steckte schon seit Mittag in einem reichbedänder-

ten, geschmacklos aufgepußten Feiertagskleid, schnabelte zornig bald nach links, bald nach rechts, wenn sie von den Knechten genickt wurde, und befand sich in einer fiebernden Unruhe. Gegen drei Uhr nachmittags war schon eine ziemliche Menge Leute in und vor dem Daviterhause. Aber die Erwarteten kamen um vier Uhr, um fünf Uhr, um sechs Uhr, um sieben Uhr nicht. Als die Abendglocke den „Engel des Herrn“ läutete, war es schon ganz dunkel, und die meisten Leute gingen nach Hause, indem sie sagten, heute komme niemand mehr; wahrscheinlich sei ein Hindernis dazwischen gekommen oder das Telegramm sei falsch abgeschrieben worden. Um halb neun Uhr sahen die Daviter Hausleute enttäuscht und verdrossen bei ihrer Abendmahlzeit, beteten ziemlich schnell den Rosenkranz und legten sich dann zur Ruhe.

Es mochte zirka halb elf Uhr sein, da rollte ein Wägelchen durchs Dorf, bog rechts hinaus und hielt vor dem Daviterhose. Ein Mann stieg aus der Kutsche und half einer Frau herunter, dann betrachteten beide im Schein der Laterne den festlichen Haus schmuck und flüsternten leise. Plötzlich ging droben im Scheiteltämmerchen ein Fenster auf und die Stimme des Better Thaddes schrie:

„Alle guten Geister! Seid ihr's wirklich, Gottfried? Ist das eine Zeit zum Heimkommen?“

„Ist das eine Anstalt und ein Empfang?“ sagte lachend der Daviter, „wo ihr doch bestimmt wißt, daß wir kommen!“

Droben schlug das Fenster wieder zu, und es wurde an mehreren Fenstern Licht. Bevor noch der alte Thaddes zur Stelle war, kam schon der Hausknecht mit einer großen Laterne zur Tür heraus, leuchtete den beiden ins Gesicht und rief:

„Von drei Uhr nachmittags bis halb neun Uhr haben wir gewartet; aber es ist ganz gleich, weil ihr grad da seid! Grüß dich Gott, Marialene, und laß dir's wieder gefallen bei uns.“

Er drückte der Frau herzlich die Hand, dann auch dem Manne und führte sie in die Stube, wo er die Lampe anzündete. Eine Minute später rumpelte schon der alte Thaddes zur Tür herein, griff mit beiden Händen nach Marialenes Rechten und sagte mit Tränen in den Augen:

„Grüß dich Gott! Grüß dich Gott! Es ist keine Lug, wenn ich sag, daß dies die größte Freud in meinem Leben ist, und jetzt bitt ich unsern Herrn, daß er mich grad noch ein paar Fährlein da sein läßt. Nur ein paar Stunden früher hätte's kommen sollen, dann hättest sehen können, wie dich alles gern hat.“

Das konnte die Marialene aber auch so sehen. Alle Hausbewohner standen noch auf und kamen voll Teilnahme daher, alle drückten ihr heiß die Hand und wollten sie nicht mehr austaffen, alle sprachen freundliche, gute Worte zu ihr, und vielen rannen die Tränen über die Wangen. Zu allerletzt erschien die Biesl, denn

sie ha
sie de
laut
terte

hab

—

femm

du m

daß i

gierig

aber

hab i

fann

huhul

du m

heb i

mehr

Kohe,

auch

wer f

— w

Aber

huhu

„G

Wesen

hab a

gar n

es frü

St

und k

Nachd

Better

stellen

auf d

mußte

gehär

dem S

empfa

ten si

jedes

Stall

daß e

Und f

chen i

schon

der B

begebe

den S

— M

redete

„D

ganz

und h

zu sta

„E

andere

und h

Sie ha

„D

verneh

wie si

alt ist

älter.“

sie hatte noch ihren Fuß anlegen müssen. Als sie die Marialene ansichtig wurde, begann sie laut zu weinen, und dann schluchzte und schnaterte sie durcheinander:

„Marialene, Bäuerin, Marialene! Gest, ich hab's gesagt, daß du unschuldig bist — huhuhu — und jetzt sind sie auf mein Wort darauf gekommen, die verrückten Brillenherrn! — Und du mußt mir halt alles verzeihen — huhuhu — daß ich dazumal gelöst hab. Ich bin nicht neugierig, und das Losen ist nicht mein Brauch; aber wenn zwei in einer Kammer still reden, hab ich immer eine Anfechtung — der Mensch kann nicht helfen, wenn er einmal so ist — huhuhu — aber ich bin gewiß nicht neugierig, und losen tu ich mein Lebtag nimmer, du magst jetzt reden so laut als du willst, lieber heb ich mir Mund und Nase zu, daß ich nichts mehr höre. — Die Traudl, die Schlange, die Kogge, hat alles falsch ausgelegt, und ich hab ihr auch meine Meinung gesagt vor allen Leuten, wer sie ist. Jetzt hat sie der Schwarze geholt — wenn er sie nur nicht mehr verliert! . . . Aber gest, verzeihen tußt mir wohl? Huhuhu . . .“

„Ach, Liesl, sei still und mach kein solches Wesen“, sagte die Marialene freundlich, „ich hab allen Leuten verziehen, und dir brauch ich gar nichts zu verzeihen; es soll alles sein, wie es früher gewesen ist.“

Sie reichte dem Ribizmädchen die Hand und hielt eine Zeitlang dessen Rechte fest. — Nachdem die Begrüßung vorüber war, ließ der Better Thaddes noch einen Wein auf den Tisch stellen — er tat es einmal nicht anders — trank auf die Gesundheit der Marialene, und alle mußten ihr zutrinken. Daß die Frau recht abgehärmt aussah und viele weiße Haare auf dem Kopf hatte, war ihnen nicht entgangen; sie empfanden das tiefste Mitleid mit ihr und suchten sie auf alle Weise aufzuheitern, indem jedes etwas erzählte von Haus und Feld und Stall und Nachbarschaft, wie sie glaubten, daß es der Marialene angenehm sein könnte. Und sie rückten immer enger um sie und sprachen immer eifriger in sie hinein, obwohl es schon über Mitternacht ging. Da mahnte aber der Bauer, es sei Zeit, daß man sich zur Ruhe begeben; die Marialene sei ermüdet und brauche den Schlaf. Morgen wär auch noch ein Tag. — Als die Mägde in ihrer Kammer waren, redeten sie noch lange von der Frau.

„Du“, sagte eine, „die Marialene tut mir ganz verschmachen; sie schaut erbärmlich aus und hüftelt verdächtig. Wenn's ihr nur nicht zu stark gewesen ist!“

„Sie ist nicht mehr zu kennen“, sprach eine andere, „früher war sie immer lustig und frisch, und heute sah sie da wie ein Häuslein Elend. Sie hat öfter geweint als gelacht.“

„Das ist kein Wunder“, ließ sich eine dritte vernehmen; „wenn du so viel durchgemacht hast wie sie, bringst auch keinen Humor auf. Aber alt ist sie geworden, mindestens zwanzig Jahr älter.“

„Da sagst zu viel“, widersprach die erste; „nur weiße Haare hat sie bekommen, aber im Gesicht ist sie noch ganz jung. Wenn's mit der Gesundheit nicht hapert, kommt sie schon wieder zum Zeug. Ich möcht ihr gern meine halbe Kraft geben, der armen Haut.“

„Ich auch, ich auch; mir tut sie soviel erbarmen.“

„Wir müssen ihr grad alleweil das Gute und Schöne vorreden, daß sie die bitteren Sachen vergißt.“

„Wär schon recht; aber außer dem Hause wird sie viel unebene Reden hören müssen. Die Leute sind grob und unvernünftig.“

Da sollte sich aber die Magd täuschen.

In ganz Oswalden brachte man der Marialene nur Mitleid und Wohlwollen entgegen. Alle taten ihr schön, und sie hörte nicht ein einzigesmal ein unebenes Wörtlein. So auf allen Seite von Liebe umgeben war sie, daß sie einmal zu ihrem Manne sagte, es dünke ihr grad, als ob sie sich schon halb im Himmel befände.

Einiges Merkwürdige aber fiel den Oswaldern im Laufe der Zeit an der Heimgekehrten auf. Trozdem der Daviter seiner Frau alles Gute zukommen ließ, wurde ihr Aussehen nicht besser. Sie blieb abgehärmt und triegte keine rechte Farbe. Auch trug sie nie mehr etwas Farbigen oder Glänzenden an ihrem Körper. Ihre früheren pruntdenden Kleider schenkte sie zum größten Teil den Mägden, worüber besonders die Liesl entzückt war und die Marialene über alle Sterne erhob. Sie selbst trug bloß mehr einfache, dunkle oder ganz schwarze Kleider. Außer der Kirche sah man sie nie oder selten in der Doffentlichkeit. In der Kirche betrat sie nie mehr den Familienstuhl, der ganz vorn und den Blicken der Leute ausgesetzt war, sondern sie drückte sich immer in eine der hintersten Bänke, wo die armen Leute saßen.

Wenn die Männer untereinander redeten, sie wäre nicht mehr die halbe Marialene von früher, so widersprachen dem heftig die Armen, indem sie erklärten, sie wäre jetzt doppelt die Marialene; gut sei sie früher auch gewesen, aber jetzt sei sie doppelt und dreifach gut. Für ihre Leute daheim sorgte sie wie eine Mutter, und besonders dem Manne las sie jeden Wunsch aus den Augen. Obwohl sie immer etwas fränklich war, klagte sie nie mit einer Silbe und opferte sich nur für die anderen. Eines Tages sagte der Gatte zu ihr:

„Marialene, mir kommt grad vor, als wärst du ein Edelweiß vom Himmel, das mir der liebe Herrgott geben hat. Jetzt weiß ich erst, was ich an dir hab.“

„Und du bist so engelsaut mit mir“, erwiderte sie, daß ich nicht weiß, wie ich unserm Herrn für dich danken soll. Ich bet immer, er soll mir helfen, dich so glücklich zu machen, wie du mich.“

„Wenn du grad ganz gesund wärest, Marialene! Du tußt immer ein bißchen hüfteln.“

„Das hat nichts zu bedeuten. In der . . . in 2. hab ich ein Jahr lang in einem feuchten Zimmer sein müssen, und da hab ich mir eine Verschleimung zugezogen. Jetzt löst sich's aber schon.“

Es verging ein Jahr. Und just am Schuttagsonntag fiel beim Daviter ein Englein in die Wiege, das noch am selben Tage auf den Namen Gottfried getauft wurde. Es war ein bildschönes Geschöpfchen, und die Hebamme erklärte, ihres Denkens sei zu Oswalden nie ein schöneres Kind in der Wiege gelegen. Natürlich hatte die Marialene eine Unendsfreude, und fast eine größere noch der Daviter. Als das Kind erst ein paar Wochen alt war, ließ es die Mutter nicht mehr in der Wiege, sondern trug es fest immer auf den Armen herum, herzte es und sang ihm ganz leise ein Liedchen nach dem andern in die Ohren. Vor fremden Leuten verbarg sie es beinahe änoftlich, und wenn jemand das Kind lobte, daß es gar so ein schönes sei, war es der Marialene fast unangenehm; sie sagte dann jedesmal: „Ja, ja, ja, Gott behüt's! Die Hauptsache ist, daß es recht ein gutes wird!“

Wiederum verging ein Jahr, da stand beim Daviter ein zweites Bublein ein. Diesmal rückte der Better Thaddes in seinem ganzen prangenden Festtagsstaat aus und trug das Kind auf seinen alten Armen zur Taufe, ließ ihm auch den Namen Thaddäus geben, damit dieser auf dem Hofe nicht aussterbe. Die Dienstboten und Nachbarsfrauen aber erzählten, das Thaddes sei noch viel schöner als das Gottfriedl. Nun teilte die Marialene ihr Herz zwischen den zwei Knäblein, aber keines kam deswegen zu kurz, beiden gehörte das ganze Herz.

Der Daviter schwelgte förmlich im Glück; oft blieb er jetzt halbe Tage lang von der Arbeit weg, nur um bei der Marialene und bei den Kindern sein zu können.

Doch bald fiel in das honig süße Glück ein schwerer, bitterer Vermutstropfen. Der Husten der Marialene hatte schon im vergangenen Jahre zugenommen. Nun mußte sie oft die halbe Nacht forthusten, und sie hatte große Schwächeanfalle. Von Sorgen gequält, rannte der Daviter von einem Doktor zum andern. Zuletzt holte er einen Arzt aus der Stadt. Dieser empfahl der Frau, sie solle viel Bewegung in der Sonne machen, gut essen und trinken, verschrieb ihr auch eine Mixtur und erklärte im übrigen, daß nichts Bedenkliches vorliege. Die Marialene aber wurde von Tag zu Tag hin-fälliger. Eines Abends spuckte sie Blut aus. Sie erschrak darüber nicht wenig, verbarg es aber vor ihrem Manne, damit er sich nicht ängstige. Wer näher zusah, konnte jetzt eine eigenartige Schönheit an der Frau entdecken. Ihre feingeschnittenen Züge wurden fast durchsichtig, auf den blassen Wangen glühten zwei blührote Röstein, und wenn sie den Mann oder die Kinder innig anblickte, lag in ihren Augen ein wunderbarer Glanz. Es kam der Winter, und die Marialene schien sich etwas zu erholen. Aber nach Lichtmessen trat der Husten stärker

auf denn je, und das Blutspucken kam öfter; sie verheimlichte es immer noch. Manchmal wurde sie von einer großen Traurigkeit befallen, so daß sie grad aufweinen hätte mögen; doch sie weinte nicht, und wenn sie ihren Mann kommen hörte, tat sie frohsinnig und zeigte ihm die heiterste Miene. Auch sonst wandte sie in dieser Zeit ihrem Manne und den Kindern so viel Zärtlichkeit und Güte zu, als ob sie ihre Liebe verdoppeln wollte. Lange hielt aber ihre Kraft nicht mehr an; eines Tages zu Anfang März erlitt sie einen schweren Blutsturz. Man holte schnell den Pfarrer, der die äußerste Gefahr erblickte und der Kranken sogleich die heiligen Sterbesakramente spendete. Die eilends herbeigerufenen Aerzte gaben wenig Hoffnung, aber der Daviter wollte es nicht glauben, daß es mit der Marialene so schlimm stehe. Tag und Nacht fast ununterbrochen saß er an ihrem Bett, schaute sie freundlich an oder sprach leise aufmunternde Worte zu ihr. Sie lächelte ihm heiter zu wie immer. Oft mußte er ihr eines von den beiden Kindern reichen, daß sie es lieblosen konnte. Und da stand wohl ab und zu eine Träne in ihren Augen. Einmal war sie recht schwach. Sie warf einen ängstlichen Blick auf ihren Mann und flüsterete:

„Gelt, Gottfried, du hast mir's nicht arg für übel, wenn ich fortgehen muß von dir und den Kindern?“

„Um Gotteswillen, wo willst denn hingehen, Marialene?“ fragte er bestürzt.

„Zu unserm Herrn“, leuchtete sie; „ich bin doch für nichts mehr auf der Welt. . . . Das Sterben kam mir auch nicht schwer an, wenn nicht du und die Kinder mir soviel erbarmen täten.“

„Marialene, nein, nein, nein!“ stürmte er, „ich laß dich nicht fort! Du darfst nicht sterben!“

„Wie Gott will!“ seufzte sie, und dann lächelte sie wieder.

Aber das Verhängnis ließ sich nicht mehr aufhalten. Es kam ein neuer Blutsturz, und nach zwei Tagen schlief Marialene unter dem Beistand des Pfarrers sanft hinüber. Ihr letzter Blick war auf die Kinder, und dann rührend bittend auf den Mann gerichtet.

Den Daviter traf der Schlag so furchtbar, daß er selber krank wurde und zwei Tage das Bett hüten mußte. So betäubt und zerschlagen war er selbst dazumal nicht gewesen, als die Gattin vom Schwurgericht verurteilt worden war.

Offen aufgebahrt und schön lag die Marialene auf dem Leichenbett, rund um sie herum zog sich ein Kranz von gepreßtem Edelweiß. Die Leute beteten: „Herr, gib ihr die ewige Ruhel“ und wenn sie fortgingen, sagten sie, das Edelweiß passe zum Edelweiß.

Als die Marialene am dritten Morgen zu Grabe getragen wurde, gingen so viele Menschen mit der Leiche, wie man in Oswalden noch nie gesehen hatte. Und unter all den Hunderten und Hunderten blieb buchstäblich kein Auge trocken. Am ärgsten weinte Biesl, der Ribiz. Sie tat ganz unsinnig und heute

förmlich; wenn ihr die leibliche Mutter gestorben wäre, hätte sie nicht ärger tun können. Der Daviter wurde neben dem Grabe vom Fieber geschüttelt, und er mußte sich mehrmals an dem Better Thaddes halten, daß er nicht umfiel. Es kam ihm gerade vor, als ob sich die ganze Welt mit ihm drehe und ihn in einen finsternen Strudel hinabziehe. Die Tränen brannten wie Feuer auf seinen Wangen.

Dreiundzwanzig Jahre gingen ins Land. Auf dem Grabe der Marialene stand ein kunstvolles Kreuz mit einem Bild des Auferstandenen an der Spitze, das schon viermal erneuert worden war. Und zu diesem Kreuz pilgerte nun schon dreiundzwanzig Jahre Tag für Tag, Winter und Sommer, Werktag und Sonntag, ohne Ausnahme, ein Mann, der jedesmal etwa fünf Vaterunser lang betete, dann ein Kreuzzeichen über das Grab machte und leise sprach: „Der Herr geb dir die ewige Ruhe — behüt dich Gott!“ — Das war der Daviter. Er hatte nicht mehr geheiratet, ja nicht einmal den Gedanken daran erwogen. Schon der bloße Gedank an eine neue Heirat wäre ihm wie eine Untreue an der Marialene vorgekommen. Sein Hochzeitsgewand hatte er ein einziges Mal getragen, und es ruhte seit dreißig Jahren zu unterst in einem Kasten; aber nun mußte er es doch hervorholen und noch einmal anlegen.

Das Daviterhaus beging nämlich ein großes Fest. Am St. Peter- und Paulstag war Gottfried, der ältere Davitersohn, als neugeweihter Priester von der Bischofsstadt nach Hause gekommen, und am zweiten Sonntag im Juli fand die geistliche Hochzeit, das heißt die feierliche Primiz, statt. — Ein sonnengoldener, himmelblauer Morgen lag über dem Thal, wie ein goldgefähter Smaragdfranz saßen die Almen auf den dunkelhaarigen Waldbergen, und über ihre Schultern lugten die schimmernden Kristallkuppen der Ferner; das ganze Dorf Oswalden war voll Tannen- und Blumenduft, die Häuser standen im bunten Schmucke da, und die langen Fahnen wiegten leise und feierlich vor den Häusern hin und her. Um acht Uhr ging der festliche Zug mitten durch eine wogende, unübersehbare Menschenmenge vom Widum zur Kirche. Die Glocken jubelten im vollen Chor hinaus ins Land, das Echo der Pöllerfalten trug den Jubel hinauf bis zu den höchsten Föchern, die hellen Klänge der Musik schmetterten ihn über die Felder und Wiesen. Unter dem Traghimmel schritt in funkelndem Ornat der Primiziant. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, und die älteren Leute stüsterten sich zu: „Aber so ähnlich der Marialene! Sein Gesicht ist gerissen von der Marialene!“ Hinter dem Himmel ging an Seite des jüngeren Sohnes der Daviter. Seine Wangen glühten heute voll stillniger Freude, und er trug das Haupt tief gesenkt, weil er fürchtete, die Rührung könnte ihn überwältigen. Als sie über den Friedhof schritten, stieß ihn der Sohn Thaddes leise an und deutete mit dem Kopfe

nach dem Grabe der Mutter, Marialenes Grab war heute ganz mit einem Teppich von schönem, frischem Edelweiß überdeckt, rund herum brannten zwölf Kerzen, und mitten im Edelweißbeet drinnen glühte in einer roten Glasgugel ein Lichtchen. Das Ganze sah aus wie ein flammendes Herz im Schnee. Den wunder-vollen Schmuck hatte Liesl, der Ribitz, hergestellt. Ihre spitze Nase guckte auch hinter dem Grabkreuz hervor. Wie der Daviter hinblatte,



Ludwig Richter

schossen ihm die Tränen in die Augen. Vor dem Kirchenportale mußte der Zug halten und zwei weißgekleidete Mädchen trugen mit quersfrischer, weithin hörbarer Stimme den Vers vor:

Priester des Höchsten, dich würdig zu preisen,
Fehlen mir Worte und jaget das Herz;
Staunend nur kann ich zum Himmel dich weisen,
Der nur begreift es, erkennt es, erklärt's.

Nimm jetzt die herzlichsten Wünsche der Deinen,
Nimm sie mit Freude und Wohlwollen hin;
Mögen sie einfach und kurz dir auch scheinen,
Zeugen sie doch von tief liebendem Sinn.

Dier steht der Vater: Mit stillen Entzücken
Schaut er als Priester heut seinen Sohn;
wüßte ihn etwas wohl mehr noch beglücken?
Gibt's hier für ihn einen höheren Lohn?

Ist auch die Mutter schon lange geschieden,
Sieht auch das menschliche Aug' sie nicht mehr,
Schwebt sie doch heute in himmlischem Frieden

Dort von den Selten der Seligen her,
Schauet das Glück des ihr teuren Sohnes,
Wetet in Ehrfurcht den Ewigen an,
Grüßet ihr priesterlich sind süßliebenden Tones,
Schwebet dann wieder zum Himmel hinan...

Weiter vernahm der Daviter nichts mehr.
Er mußte so weinen, daß es seinen Körper
fürmlich schüttelte. Bei der Predigt und beim
feierlichen Primizamt schmolz ihm beinahe das
Herz vor Wonne und Rührung. Es dünkte
ihn, als ob er schon im Himmel sei, und die
Marialene wäre neben ihm — er fühlte fürmlich
ihre Gegenwart. An der festlichen Primiz-
tafel sprach der Prediger einen schönen Trin-
spruch, worin er unter anderem sagte, die
Mutter des Primizianten habe den Namen
„Edelweiß“ getragen; der Primiziant selber
sei auch ein Edelweiß, eine Höhenblume im
Garten des Herrn, eine reine, den Stürmen
Troß bietende, starke, vornehme Blume. —
Als der priesterliche Sohn mit dem Vater an-
stieß, ihm dabei tief in die Augen schaute und
für alles leise dankte, glaubte dieser wiederum
den Blick der Marialene zu sehen und ihre
Stimme zu hören. Soviel gemeint wie an
diesem Tage hatte der Daviter nie — und
doch war es der schönste Tag seines Lebens.

Vorliegende Erzählung wurde mit gütiger Er-
laubnis der Verlagsanstalt Tyrolia in Innsbruck dem
Tiroler Kalender 1921 entnommen.

Der Name Reimnichl hat im katholischen Volke
schon längst einen hellen Klang. Seine Erzählungen
finden immer noch den Weg in viel Tausende von
Familien in Hütte und Palast, in Dorf und Stadt

und stiften reichen Segen, hindern, wo sie gerne ge-
lesen werden, vor Niederbruch von Glaube und Sitze,
wirken mächtig aufbauend für ein edles christliches
Familien- und Volksleben und veredeln viel reine
Freude und Besterheit, tragen Liebe und Friede in
die Herzen ihrer Leser.

Reimnichls Bücher haben bereits eine
stattliche Zahl erreicht, immer erfindet er wieder etwas
ganz Neues, seine Geschichten sind bunt und abwechs-
lungsreich wie das Leben selbst. Und wie das Leben
sind sie bald tief traurig und dann wieder voll Lieber-
mut. Sie sind wie ein Bergbach, bald springt er
fest und sonnengelängt über den Fels herunter und
läuft dann wieder ganz fitzlam durch einen dunkeln
Wald. Immer ist er hell und klar, daß man bis auf
den Grund sehen kann.

Eine seiner Hauptarbeiten ist seit drei Jahren der
„Reimnichl-Kalender“ geworden. Fast das
ganze Jahr sammelt und schreibt er dafür. Für das
Kalendarium werden mit unendlicher Mühe die alten
Bekanntnisse und Volksgebräuche zusammengesucht, den
anderen Text schreibt er fast allein, ganz im alten
Tirolergeist und so wie es die guten Tiroler Bauern
heute noch gerne haben. Der Kalender hat „einge-
schlagen“. Jedes Jahr wird die Auflage um viele
Tausende vergrößert, und jedes Jahr ist sie mit un-
heimlicher Schnelligkeit ausverkauft. Die schönsten
Bilder sind dem Reimnichl gerade gut genug für
seinen Kalender. Sein Freund Nachschöner muß sich
das feinste Titelblatt ausdenken und malen. Die zwei
passen trefflich zusammen. Beide haben die große
Jugendlichkeit und heimliche Sympathie, die tiefe Liebe
zum Volk und die eigene Anbruchslosigkeit.

Folgende Reimnichl-Bücher, die alle
durch den Verlag des St. Konradstiftes (Badenia,
Nöblich, Tyrolia) zu beziehen sind, sind bis jetzt er-
schienen: „Apengehähen, Geschichten aus den Bergen.“
(134 S.) „Vergißwäßen, Geschichten“ (12.—17. Jhd.,
208 S.). „Aus den Tiroler Bergen, lustige und leidige
Geschichten“ (18.—22. Jhd., 114 S.). „Das Geheimnis
der Waldhofslerin, Erzählung.“ (236 S.). „Das Heim-
wehe, Erzählung mit Bildern von Rolf Winkler“ (1.
bis 10. Jhd., 268 S.). „Das Mädchen von St. Veit,
Erzählung.“ (416 S.). „Der Westföhns, Erzäh-
lung.“ (180 S.). „Die Gloden von Hochwald, Erzäh-
lung.“ (111.—13. Jhd., 236 S.). „Die schwarze Frau,
Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskrieg.“ (6.—11.
Jhd., 208 S.). „Die Tochter des Landstiehrs, Erzäh-
lung.“ (378 S.). „Im Tirol drinn, Neue Geschichten
aus den Bergen.“ (6.—15. Jhd., 264 S.). „Stille und
laute Wasser, Geschichten aus den Bergen.“ (102 S.).
„Reichnadi in Tirol, Ein Volksbüchlein mit Bildern von
Rolf Winkler.“ (10.—15. Jhd., 166 S.).

Zehn Leitsätze.

1. Stehe früh auf, geh früh schlafen und fülle deinen Tag mit nützlicher Arbeit aus.
2. Mäßigkeit und Einfachheit sind das sicherste Lebenselixir.
3. Frische Luft und Sonnenschein sind für die Gesundheit so unentbehrlich wie Wasser und Brot.
4. Ein sauberes, heiteres Haus macht ein glückliches Heim.
5. Waschen und Baden sind für den menschlichen Körper, was das Putzen und Desinfizieren für die Maschine; gutgehaltene Maschinen arbeiten doppelt solange.
6. Kleide dich vernünftig, d. h. so, daß deine Bewegungsfreiheit nicht behindert wird und daß die Unbilden der Witterung dir nichts anhaben können.
7. Wonne dir genug Schlaf, denn er ersetzt, was vom Körper im wachen Zustand abgenutzt wird; hüte dich vor zuviel Schlaf, denn er schwächt und verweichlicht.
8. Vergnügen, maßvoll genossen, erfrischt und beleben den Menschen; im Uebermaß genossen reiben sie ihn auf.
9. Ein frohes Wesen gibt Lebenslust, und diese bedeutet Gesundheit und Jugendlichkeit. Traurigkeit dagegen beschleunigt das Altern. Darum hänge nicht der Sorge, noch dem Kummer nach.
10. Wenn du durch Kopfarbeit deinen Lebensunterhalt verdienst, leide nicht, daß deine Arme und Beine steif werden. Erwirbst du ihn durch körperliche Arbeit, Sorge, daß dein Geist nicht vertrocknet.